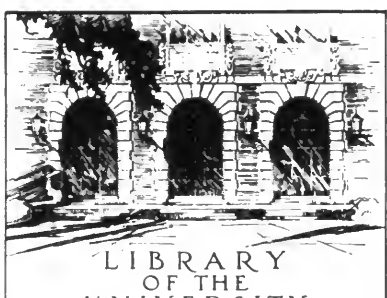
Emil Strauß

Menschenwege





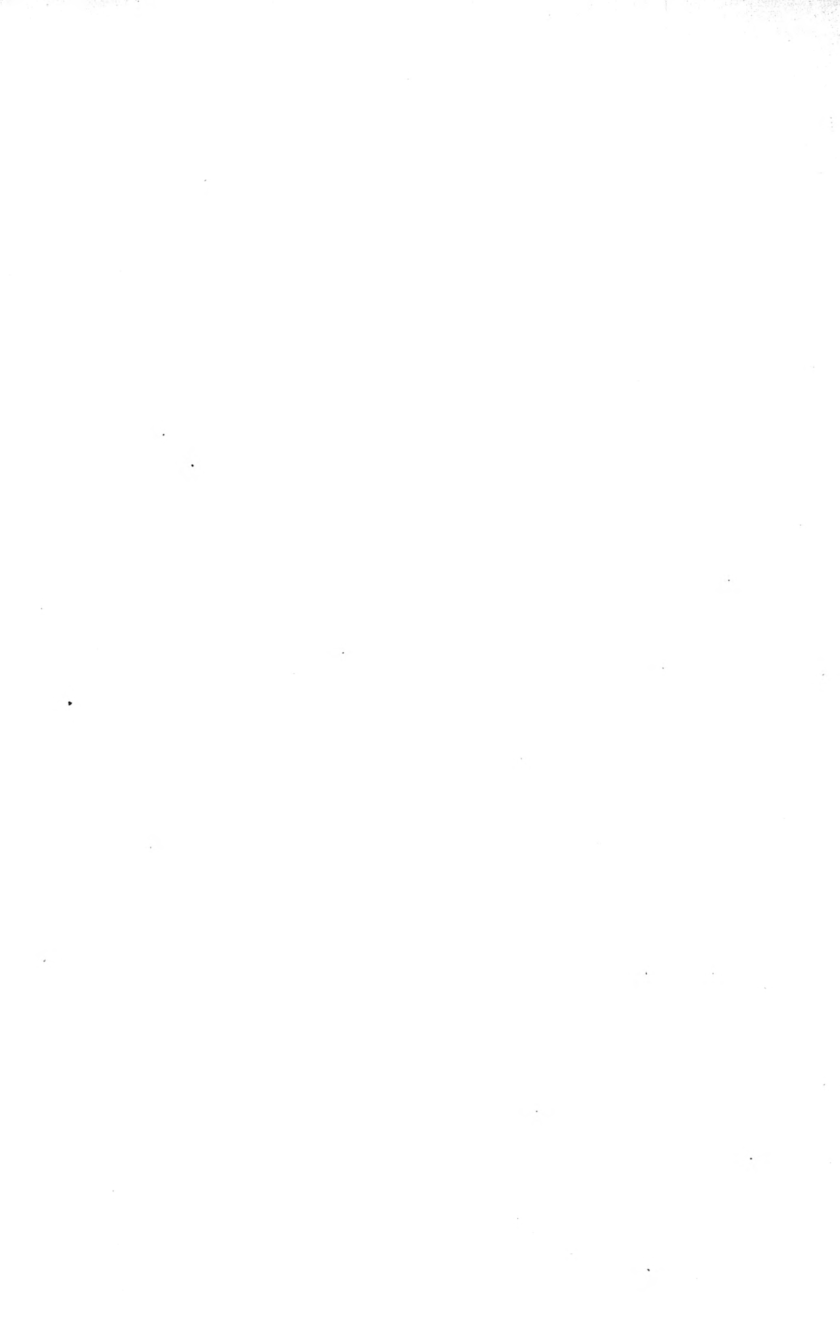
Menschenwege.

Erzählungen

von

Emil Strauß.

Berlin.
S. Fischer, Verlag.
1899.

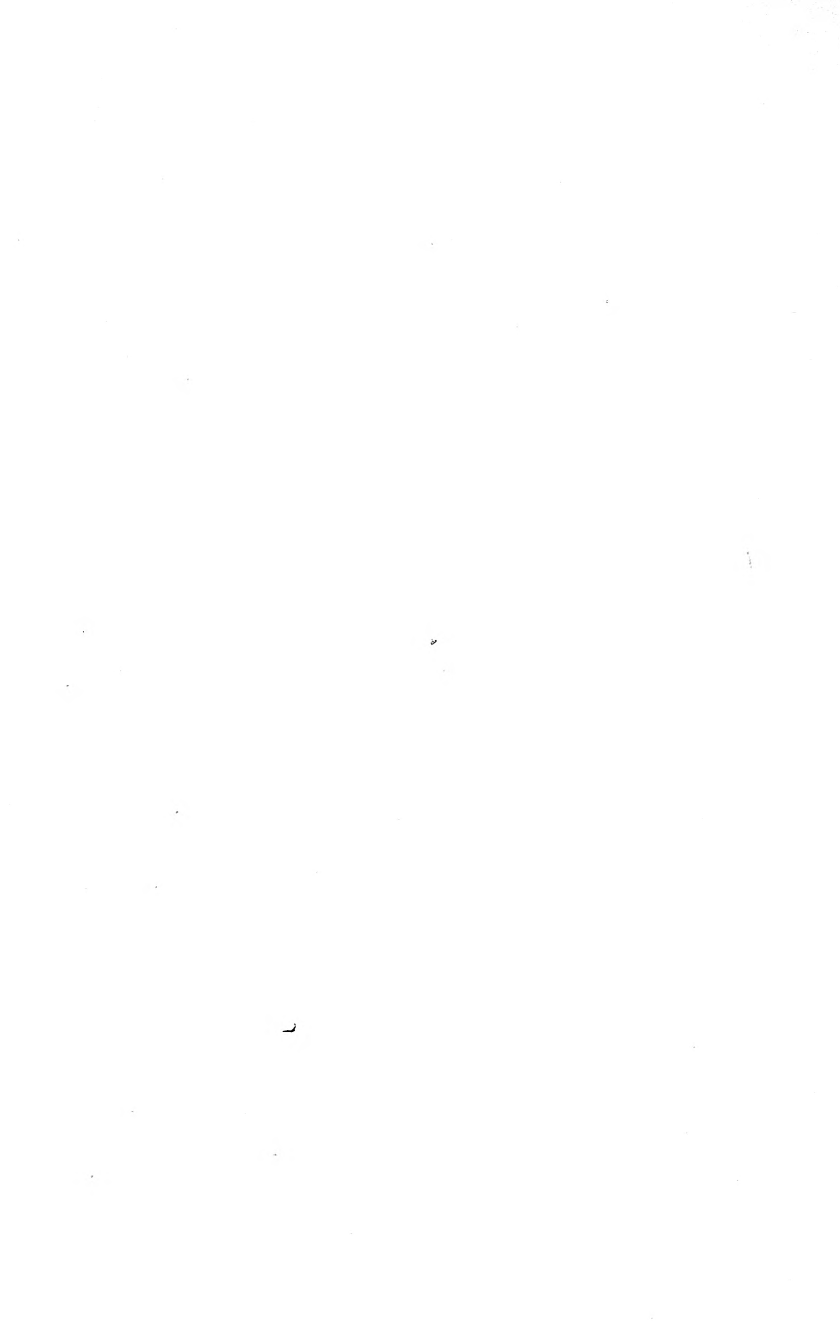


Meinem lieben Freunde

Richard Hinsch

als ein Gruß vom Bodensee

an den Itajahi.



Inhalt.



Am Ruder

Ein Nachtstück



Ja, aus einer Zeit will ich ein Stücklein erzählen, da „man das Trockene noch nicht sah und es finster war auf der Tiefe."

Wir schwammen; aber es sollte die letzte Nacht sein und Morgens sollten wir endlich an Land gehen. Ueber eine Bank des Hinterdeckes hatte ich mir meine Reisedecke gebreitet; doch zu schlafen gelang mir nicht: die Augen blieben offen und starrten in den funkelnden Himmel hinauf und fanden es höchst sonderbar, daß die ewigen goldenen Sterne so hurtig um diese ärmliche Mastspitze herumtanzten. Zum ersten Mal auf der langen Fahrt reizte und ärgerte mich der Anblick; schloß ich aber das Auge, so hüpften und taumelten sie noch zehnmal betrunkener herum, als hätten sie gar vergessen, wie ehrbar und unbeirrbar sich die ewigen Sterne sterblichen Menschlein gegenüber zu betragen haben. Es wurde mir widerlich, da

droben auch so krumme Bahnen, Zickzackwege und viehmäßige Sprünge entdecken zu müssen, — zu müssen! denn so neugierig bin ich gar nicht! bin schon an manchem Vorhang vorbeigegangen! hab an meinen Sprüngen genug! Ich fuhr empor, steckte mir eine der schlechten Cigaretten an, die ich im stinkigen Hafen von Santos einem im Krämerboot unsern Dampfer umkreisenden Neger abgehandelt hatte, und wandelte hin und her.

Ich schien das einzige Lebendige auf dem Schiff zu sein. Herrenmäßig schritt ich vom erhöhten Hinterdeck über den nur der Mannschaft zugänglichen Verbindungssteg vor nach der Kommandobrücke, wo der mulattische Steuermann in dunkler Einsamkeit sein Rad drehte. Ich sah hinunter aufs Zwischendeck, wo einige Auswanderer herumlagen und schliefen, oder hinauf zum Orion, der vom Osten her alle Sternbilder weit überstrahlte, und suchte das ärmliche Kreuz des Südens auf, das vielgerühmte, das an dem großen, schwarzen Fleck daneben, dem sogenannten „Tintenfleck“ von der Gestalt Südamerikas, nicht unschwer zu erkennen ist; oder ich neigte mich über Bord und verguckte mich noch einmal in das zauberhafte Leuchten und Flimmern, in das bläulich und rosa

glühende Gold, mit dem die vom Dampfer aufgeschreckten Wellen seinen schwarzen Leib bespülen; in zitternden Kolonnen drängen sie sich dann von dem Störenfried ab schräg nach hinten und ihre Pracht ist dahin.

Einmal trat ich zu dem steuernden Mulatten, bot ihm eine Cigarette, die er sich gemütlich ansteckte, und fragte, wann wir ankommen würden. „Bem cedo! Cedinho!“ sagte er, schläfrig gähnend, und ich wußte schon genug Portugiesisch, um nicht blos manchmal etwas fragen, sondern ab und zu sogar eine Antwort verstehen zu können, und bekam im Weiterwandeln heraus, daß „bem cedo“ „sehr früh“ heiße und „cedinho“ wohl eine Koseform sei, die das Schreckhafte des Begriffes zu mildern habe.

Es war nicht viel später geworden, da fiel mir auf, daß wir langsamer liefen; ich dachte, der Kapitän habe wohl die Absicht, erst mit dem lichten Tag einzufahren, und bedauerte es in meinem widerspruchsvollen Herzen. Mir hätte es behagt, wenn unsere „Olinda“ sich wie ein verspätetes Gespenst in der zweiten Morgenstunde zwischen die anderen Schiffe in den schlummernden Hafen hineingestohlen hätte und dann selbst ein-

geschlafen wäre bis zum Tag: — als der einzige Wache wäre ich hin- und hergewandelt, hätte mich mit den Schatten der Schiffe verständigt, hätte mich in die dunkle Masse der Stadt drüben vertieft, bis ich mir aus den Richtungen der Laternen einige Straßenzüge, Plätze und endlich die ganze verborgene Stadt gedeutet hätte; von der seewärts gelegenen Seite hätte ich zurückgeschaut auf die nun so stille, sternespiegelnde Fläche und von all den Spiegelungen geträumt, die bei Tag und Nacht drüber hinwehen, deren jede ihren Narren findet, — von den Spiegelungen, denen ich nachjagte, nachjage, nachjagen werde, so lang ich ein Auge habe, das sich berauschen, und ein Herz, das sich verzücken will, und da wäre manches Licht, mancher Schein und Spiegelblitz, der fern schon hinterm Horizonte dem Schlunde der Vergessenheit zuflackerte, wieder aufgeblüht am Meeresrande und scheu und selig und so verheißend auf mich los und hätte eine Goldfurche übers schwarze Meer gezogen, her zu mir durch die Nacht, und ich hätte mein Auge hineingetaucht, verliebt wie je, und hätte meine Hände dran gewärmt und mit ihm gespielt wie ein Kind und wieder nicht geglaubt, es sei Trug: es kam ja übers Meer wie der Herr —

— und auf einmal wäre das Meer wach gewesen und hätte sich sanft geregt wie ein Schwall verregneter Veilchen, und fern dahinter im Dunst wäre das rote Sonnenauge emporgekommen, behutsam, neugierig herüberlugend, höher und höher — und nun Ade ihr lieben, lauen, atemweichen Nachtlüfte! und auf der andern Seite hätte sich schon meine Hafenstadt gesonnt mit ihren hellen, niedrigen Häusern, mit ihren Rokokokirchen und großen, fremden Bäumen — und es wäre eine unerträgliche Wonne gewesen, ein Herzklopfen, eine Ungeduld — eine Ungeduld, in die Zukunft hinüberzuspringen — —

— wenn nicht der Dampfer immer langsamer gegangen wäre und sich träg und schwer geschaukelt hätte, wenn nicht ein Pfeifen und Schreien und Mannschaftsgeläuf entstanden und endlich gar der verschlafene Kapitän erschienen wäre! Der schimpfte, drohte, schrie, rannte hin und her, verschwand im Maschinenraum, schrie dort, kam wieder, schrie weiter. Die Matrosen lachten ganz gleichgiltig, ließen gemächlich einen Anker ins Meer rasseln und plauderten, bis der Kapitän nach einigem Umherstehen wieder verschwunden war: dann verschwanden sie nämlich auch wieder.

Das Schiff lag fest. Ich trat zum Steuermann, der gerade seinen Posten verließ, und fragte; höchst gleichmütig gab er mir Antwort, und ich verstand wenigstens, daß der Heizer geschlafen habe; dann steckte er sich die Cigarette an, die ich ihm bot, wünschte mir gut zu schlafen, und ging in seine Koje. Ich stand da und schüttelte meinen doch ein wenig deutsch disciplinierten Kopf. Einige von den Auswanderern waren nun aber auch durch den Lärm wach geworden, kamen und fragten mich, was los sei.

„O, weiter nichts,“ gab ich zur Antwort, „als daß sie nicht gerne des Nachts in den Hafen einlaufen, und wir drum jetzt ein paar Stunden liegen bleiben.“

„Wo die Ankerkètt eso gewettert hot, meen ich als schun, es wär! Was en Kohl! For was hot der Alte so gekrischen?“ fragte der Bruder Pfälzer.

„Sie hätten besser aufpassen sollen!“ gab ich zurück.

„S nächste Mol!“ lachte er und ging wieder schlafen.

Ich wandelte wieder mit meinen Gedanken auf nnd ab; seltsam tönte mein behutsamer Schritt

durch die Stille; das Schiff wiegte sich sachte und drehte sich langsam um den Ankerpunkt, so daß ich jedes Mal, wenn ich am Ende des Schiffes aufschaute, ein anderes Sternbild vor mir erblickte. Sonst sah ich auf das Verdeck nieder, so starr und steif, als drückte mir Einer den Kopf herab, und ich sah durch das starkbohlige, wohlverpichte Verdeck hindurch und sah sie drunten liegen, die vierhundertundsiebenundsechzig Einwanderer, und schlafen und hörte sie schnarchen und stöhnen und im Schlafe pappeln und mußte nicht lachen und roch ihren Gestank nicht. Zu Hause, auf dem mütterlichen Boden krumm und frühwelk gearbeitet, enttäuscht und geäfft von Jahr zu Jahr, zu Schanden geschunden, hatten sie sich endlich mit Schmerzen losgerungen, noch einmal eine Hoffnung gepflanzt, noch einmal eine Zukunft sich ausgeträumt und es gewagt, und nach banger, langer Fahrt schliefen sie nun drunten auf dem Traum dieser Zukunft, und heute war er weicher als je; heute in der letzten Nacht der Vergangenheit, im Schlafe sollten sie ja zur Schwelle des Wunderlandes hingewiegt werden — und nun lagen sie fest an einer Kette auf hoher See, weil die Mannschaft im Dienste der Republik eingeschlafen war, und

träumten weiter von der neuen Heimat im Urwald wo das ganze Jahr durch die fertigen Christbäume wachsen, voll frischer Leberwürste, Fastnachtsküchlein und Habanacigarren, wo man die Heinzelmännlein nur noch nötig hat, um die feinen Sachen von den Bäumen zu holen, wo dem Menschen blos die einzige Mühe bleibt, mit all dem Guten fertig zu werden. Hätte der Heizer in der Schlaftrunkenheit überheizt, so wären sie stracks in ihren Himmel geflogen und hätten ihn noch schöner gefunden als im Traum! Nun lagen sie ahnungslos fest, vor dem letzten Schritt: wenn sie es wüßten, wenn sie die Ursache wüßten — welche Angst! welch gottserbärmliches Gejammer! Ja, wir liegen auch einmal fest und könnten ebensogut in die Luft fliegen und ahnen nichts davon; schalkhaft wiegt sich das Schiff, die Wellen kichern am Bord und machen sich lustig, der ganze funkelnde Himmel geht drum herum, beäugt es von allen Seiten, und seltsam tönt der behutsame Schritt des Wissenden — —

Ich trat an den Kompaß. Die Messingkugelschale darüber war halb offen, die Magnetnadel ging langsam, nur manchmal stockend, wie ein Uhrzeiger auf dem weißen Blatt herum. Ich

lächelte und mußte zusehen, und im stillen Hinstarren auf den wunderlichen Gang verlor ich den Grund der Drehung, ich verstand auf einmal nichts mehr, es ward mir sonderbar unsicher zu Mute; ich glotzte in den klaffenden Rachen der mattblinkenden Messingkugel hinein, auf den umgehenden Zeiger und dachte immer: Du sollst doch stillstehen!! Aber er drehte sich und drehte sich, — und ich, drehte ich mich nicht auch? Ja, ich gleite im Kreise herum, fiel mir jetzt ein, und ich stehe doch ganz still vor diesem Kompaß, der sich auch dreht! — Blödsinn! die Nadel, die sich da drinnen dreht, dreht sich ja gar nicht! die ist ja an beiden Enden festgebunden, rührt sich nicht, zittert kaum, es zuckt nur in ihr! sie allein im ganzen Schiff ist unbewegt! Wie ihr wohl sein mag bei dieser seltenen Art von Angriff auf ihre Ruhe? Sonst ist doch nur ab und zu ein Zug nach rechts und links; nun aber geht Alles im Kringel herum und will sie mitreißen, doch sie muß feststehen! Wie kann sie das? wird ihr nicht schwindlig? Reißt es ihr nicht alle Fasern wund? — Mir wurde bang vor dem unheimlichen Ding, ich lauschte und schaute so gespannt, als hinge mein Heil davon ab, und atmete kaum — und fühlte plötzlich einen

kühlen Hauch von allen Seiten, und mein Herz sprang auf und jagte, ich fuhr herum und forschte überall hin mit fahriger Hast, Alles zitterte an mir; nein, das Zitternde hing um mich herum wie ein Gewand, das sich im Winde regt, es war, wie kochende Luft einen zitternd betastet. Ich suchte und fand nichts und bruttelte ärgerlich: „Was soll nun Das wieder sein! So Dummheiten!“ ganz als hätt ich es mit einem Mitschüler zu thun, der mir in den Nacken blies und, bis ich mich umdrehte, unter der Bank verschwunden war.

Behaglich fühlte ich mich nun gar nicht mehr; aber ich schämte mich und blieb erst recht stehen, sah wieder dem Kompaß zu und brummte:

„Unsinn mit dem Geblase! Halten wir uns an das Reale und Greifbare! es ist ja nicht weniger absurd. Kompaß, schäme Dich! Gieb Dich nicht zu solchem Betrug her! Darfst Du Dich durch einen pflichtvergessenen, verschlafenen Heizer um den Ruhm exakter Haltung und Unentwegtheit bemogeln lassen? Die Sterne da droben wandeln und, wenn sie einmal auch taumeln und tanzen, so ist das nur ein anderer Modus; aber wonach sollen Herz und Wille des wandelbaren Menschen sich richten, an welcher Festigkeit sich aufrichten und festigen,

wenn das Unbeirrbarste auf der Welt plötzlich herumrast wie ein drehkranker Schafbock?! Wehe! We — — Herrgott von Bentheim! was ist denn das?!" wie ein Blättlein im Winde wirbelte es mich herum bei dem neuen Hauche: es war nichts zu finden; Wind ging nicht, Fledermäuse gab es nicht, und doch hatte es geblasen, geweht, gehaucht. — „Sieh, Kompaß! wenn es mich anweht, wie soll ich erkennen, wohin es mich wehen will, wenn Du mich verlässest! Das ist ein Betrug und ein Unsinn, ein plumper, allzuplumper Betrug! Wenn Du nicht scheinst, was Du bist, — wozu bist Du dann? Muß ich — ich — ich Dich dazu zwingen? — Gut!"

Ich ging nach vorne an's Steuer, faßte witzig den „Rigel" des Orion ins Auge, packte das Rad mit Macht und knirschte: „So, Bestie, nun bleibst du einmal schön ruhig liegen! altes rappeliges Fuhrwerk!" und in der That, das Steuerrad rührte sich nicht; aber langsam und feierlich, so langsam wie es nur Geistern möglich ist, schwebte mein Richtungsstern, langsam, langsam hinter dem Maste durch. Voll Wut riß ich nun aus Leibeskräften am Rad, schwer und widerspenstig gab es nach, und durch das ganze totenstille Schiff nach

hinten wanderte ein Knarren, Kreischen und Rasseln, daß ich erschrocken die Griffe losließ, einen Satz zur Seite machte und mich unter einem Rettungsboot im Schatten zusammenkauerte; aber weder Kapitän, noch Steuermann, noch sonst Einer kam, es blieb so still, wie es nur sein kann, wenn man auf etwas lauert, ich schämte mich über meine dumme Angst, es könnte Jemand an dem gewohnten Geräusch der Steuerkette aufwachen, ich kroch hervor, ging mit entrüsteter Großartigkeit dröhnenden Schrittes wieder an das Rad und drehte forsch und ohne Rücksicht drauf los. Allein die Sterne standen nicht still, einer nach dem andern, auf den ich hielt, glitt durch die Linie des Mastes hindurch und nur, wenn ich einmal einen besonders heftigen Ruck that, schien einer zu zögern und sich zu besinnen; und als ich es umgekehrt versuchte und in der andern Richtung drehte, war mir, als schwebte das Schiff noch leichter herum. Ich arbeitete hin und her, war lustig und mutwillig über meinem Spielzeug, und da mir das Schiff doch nicht gehorchen wollte, gab ich mich mehr und mehr der musikalischen Steuerkette hin: ich ließ sie eintönig und langweilig rappeln wie eine Gebetsmühle, ich ließ sie entsetzt aufkreischen wie ein altes Weib,

das der Bock stutzt, wimmern wie ein bestraftes Kind, schnarren wie einen Gardeleutnant, ich ließ sie stöhnen und knirschen wie einen Galeerensträfling und zwischenhinein auch rasseln wie eine tüchtige alte Steuerkette. So war ich wonnevoll vertieft in das Studium meines neuen Instrumentes, da hörte ich hinter mir ein breites, blödes Lachen und erschrack in meiner Lust durchaus nicht über den unerwarteten Ton, sondern wandte mich erst um, als er noch einmal kam: hinter mir stand der zu den italienischen Auswanderern zählende Trottel und lauschte mit verzücktem Grinsen den eben verklingenden Quietschtönen der Kette. „Haaa —" lachte er mich zärtlich an, ließ den Mund weit offen, als hörte er durch diese Oeffnung, und deutete mit dem Daumen nach der Gegend zurück, wo das Geräusch verscholl.

„Ja gelt, Alterle, ich kann's!" rief ich stolz. „Höre nur, Du Glücklicher unter den Sterblichen, o Du Hohn auf den Menschen, horch! Hörst Du? Heult das nicht wie die dreihundert Füchse, als ihnen Simson die Schwänze anzündete? Ja, siehst Du, ein Steuer ist zu mancherlei Dingen nütze."

Er lachte wieder und lallte etwas, mühsälig

und klanglos wie ein Taubstummer, trat herzu und griff in die Speichen.

„Freund, störe mich nicht! Ich bin durchaus noch nicht fertig! Du weißt ja: ‚erst der Herr und dann's Geschirr!'" sagte ich gutmütig und drehte weiter; er aber hielt das Rad an. Da gab ich einen mächtigen Ruck, daß ihm die Griffe aus der Hand fuhren und ihm die Finger zerschlugen, und schrie: „Weg da! Das ist doch nichts für so einen Nazi! Geh ins Bett und nimm den großen Zehen als Lulli ins Maul!"

Aber da hatte er stöhnend mich schon am linken Arm gepackt, ich fühlte eine unheimliche Kraft aus seiner Hand und sah sein Auge bösartig aus dem dunklen Gesicht glühen, und das weiße Tuch, das er glatt wie eine Haube um den Kopf geschlungen trug, war unbarmherzig in seinem kalten Glanze. Ich dachte ‚jetzt spukts; gut, daß ich schwimmen kann!' hieb ihm einstweilen aber mit den Knöcheln der rechten Faust eine wohlgezielte auf das Handgelenk, daß er, brüllend wie Polyphem, mich losließ und die Hand rieb. Auf weitere Kraftproben konnte ich es doch nicht ankommen lassen und dachte flink zu entwischen, aber sofort war er mit jenem schreckhaft lallenden Schreien

hinter mir drein und wußte mich gleich haben, und dann: gut' Nacht! — da ließ ich mich urplötzlich vor seinen Füßen zu einem Knäuel zu Boden sinken, daß er, nicht ohne mir mit dem Knie fast den Kopf einzuschlagen, über mich stolperte, mit voller Wucht aufs Gesicht stürzte und auf dem glatten Boden noch ein paar Schuh weiterschlittelte. Derweil huschte ich nach rechts, glitt unter einem Rettungsboot durch, auf das ich mich von der Außenseite hinaufschwang, und nahm, um eine Waffe zu haben einen Schuh ab: so ein Absatz zieht schon! dachte ich; denn das Hin- und Herwiegen des Bootes mußte mich ja dem Idioten verraten. Aber aufatmend hörte ich, wie er ungebärdig schrie und lallte, bruttelnd hin- und hersuchte und endlich über die Verbindungsbrücke nach hinten rannte.

Wie in einer schwingenden Hängematte lag ich auf der geteerten Leinewand, mit der das Boot zum Schutz gegen die Witterung überzogen war, rieb mir die Beule am Hinterkopf und ließ Herz und Lunge sich beruhigen. Dann mußte ich laut hinauslachen, so hell vergnügt wie nur je nach einem Studentensteich und dann sah ich wieder die Sterne unaufhörlich um die Mastspitze schwanken und rief: „Ihr habt gut tanzen! Ihr habt gut tanzen!

Ihr hört die Pfeife!“ und versank in ein Nachdenken über mein sonderliches Abenteuer und sah auf einmal wieder den Kompaß, aber er war riesengroß und drehte sich, kreischend, wie eine ausgeleierte Windfahne. —

Ehe ich in meiner Wiege sanft einschlief, hörte ich es wieder plump durchs stille Schiff und über die Laufbrücke stolpern, an das Ruder treten und blöde lachend schalten. ‚Wer kann es besser?‘ dachte ich müd und schleppte die rappelnde Kette noch in meinen Traum hinein.

Auswanderer



Wir lagen nun schon sechs Tage in der Immigrantenhospedaria, hatten uns auch daran gewöhnt und uns darein ergeben, noch eine Woche auf den Flußdampfer warten zu müssen. Ein funkelnder Morgen war der Regennacht entstiegen und hatte alles Volk in seine feuchte Frische hinausgelockt. Ich hatte einen Lieblingsplatz fern droben auf dem Berge aufgesucht, wo mitten im Wald ein ungeheurer Felsblock von der Größe eines kleinen Hauses lag. Er war rund gewaschen und ich konnte nur baarfuß auf seine Höhe gelangen, nachdem ein nebenstehender Baum mir bis zur Hälfte als Leiter gedient. Droben stehend sah ich weit ins wellige, waldige Land und übers blaue Meer. Das that ich aber nur beim Kommen und Gehen; dazwischen lag ich, fast ohne mich zu rühren, auf dem Rücken, schaute in die treibenden Glanzwolken hinauf und träumte still oder schwatzte

seltsam wirres Zeug vor mich hin, Heimweh und Wanderlust, Hoffnung und Ueberdruß und manchmal Schlimmeres — und wenn ich dann aufstand und Umschau hielt, war Alles anders als vorher.

Die Sonne hatte nun schon wieder die Frische hinweggehaucht, die Glocke hatte uns zur ersten Mahlzeit zusammengerufen, der endlose Schweif hungriger, trübsälig gekleideter Menschen hatte sich im goldenen Glanz der Sonne am niedrigen Küchenfenster vorbeigeschoben und dann mit dampfenden Schüsseln und Brod in den Händen, zufrieden und unzufrieden ins Haus und um das Haus herum verteilt. Ich saß auf meinem Koffer unter der offenen Halle hinter dem Hause, wo ich wie die meisten Deutschen Quartier gemacht hatte, löffelte meine schokoladenfarbene Bohnensuppe und sah der hübschen Polin zu, die einige Schritte von mir an einem Tische saß, in ihrer Suppe herumstocherte und sich nicht recht zum Essen entschließen konnte. Ich suchte nach einer schmackhaften Bosheit, um ihr das Mahl zu würzen, fand aber keine: das hübsche Ding sah heute zu gut aus in seiner frischen, roten Bluse, deren spitzer Ausschnitt einen zärtlichen Hals enthüllte. Sie

merkte, daß ich sie anschaute, und sah fragend herüber; da sagte ich:

„Das verdank ich wohl Ihnen, daß es mir heute so gut schmeckt?“

„Warum?“

„Sie sehen so lecker aus!“

„Und Sie machen immer schlechte Witze mit mir!“ sie lächelte etwas schmollend.

„Im Ernst!“ fuhr ich fort, „Sie blühen wie eine Malve. Dort unten, wo Sie allfort Trauben kaufen, dort ist's wohl nicht ganz sauber! Ist er schwarz oder gelb oder melange?“

Sie riß ein Blumensträußlein, daß sie an der Brust trug, los und warf es mir zornig ins Gesicht:

„Sie sind ein Nichtsnutz!“

Ich ließ Teller und Löffel zu Boden klirren und haschte die niederfallenden Blumen: „So werd ich gerne bombardiert! Thun Sie das nur öfter!“ sagte ich und roch an dem Sträußlein, aber es duftete nicht. Das Mädchen schaute bestürzt die Suppe auf der Erde an und rief:

„Ihr Essen! Jetzt haben Sie ja nichts mehr!“

„Ja, ja!“ sagte ich, „das hab ich nun von meiner Galanterie! Nun müßten Sie mir eigentlich Ihre Suppe geben!“

„Hier! Bitte!“ Sie schob mir ihren Teller zu.

„Danke schön! Ich habe ja gegessen; es war ja fast nichts mehr in meinem Teller.“

Da wurde sie blaß wie Elfenbein und ihre Augen glühten mich an, daß ich dachte: schad, daß sie keinen Dolch hat! Gleichmütig lächelnd erwiderte ich, indem ich mit dem Zeigefinger prüfend meinen Magen drückte: „Sehen Sie? er ist voll!“

Sie schüttelte den Kopf und atmete kurz, als wollt' es ihr die Brust zersprengen, und stieß heraus: „Ich weiß!“

„Was denn?“ fragte ich gelassen.

Sie lachte kurz und bitter, ihr Mund blieb noch einen Augenblick geöffnet und ließ sehen, wie verwundet sie war. Da sagte ich langsam: „Wenn Sie aber doch nicht Recht hätten?“

„Dann essen Sie!“ sie sah mich nicht mehr an. Ich hob meinen Löffel auf und reichte ihn ihr hin: „Da ich doch Ihr Gast sein soll — wollen Sie die Güte haben?“

Sie sprang auf, lief zum großen Wasserfaß neben der Küche, wusch ihn unter dem Hahnen und gab ihn mir wieder mit einem Knix.

Ich setzte mich zu ihr und sagte: „Essen Sie mir zu!“ Sie führte ihren Löffel voll Suppe

zum Munde und sah mich darüber mit großen Augen an; ich that ebenso, dann legte ich meinen Löffel zur Seite. Da fuhr sie wieder auf: „Ja, Sie müssen weiter mitessen!“

„Ich hab genug, ich muß noch mein Brot essen.“

„Dann eß ich auch nicht!“ Sie setzte sich zurück.

„Dann fasten Sie halt einmal.“ Ich zog den Rest meines Brotes aus der Tasche und aß mit Behagen; sie rührte ihre Suppe nicht mehr an.

Nun trat ein Landsmann zu mir, gebürtig von der Neckarspitze, ein gelernter Schlosser, der auch seltsame Träume in den brasilianischen Urwald mitnahm — wenn nicht sie ihn mitnahmen: eines Abends, noch auf der See, fragte er mich etwas verschämt, ob es denn Leimen gäb im Urwald, er möchte sich die Ziegel für sein Haus gerne selbst brennen, und als ich ihm bedeutete, daß er vorderhand im Urwald wohl Wichtigeres zu thun haben werde, als an's Ziegelbrennen zu denken, und sich einstweilen mit einer Palmblattbedachung werde begnügen müssen, da schaute er eine Zeit lang stumm und — ich fühlte es — bitterlich enttäuscht über die nächtige See hin und

sagte dann mit trotzigem Kopfrucken: „Ja — aber Ziegel, wenn's Leimen hätt, möcht ich mir halt doch machen!"

Der kam nun und fragte mit einem Augenzwinkern nach dem Mädchen hin:

„Ausgeschmust? ists erlaubt?" und erzählte, er sei vor dem Essen drunten in der deutschen Venda gewesen, um einen Schnaps zu lupfen — er hatte sich natürlich auch schon das schöne brasilianisch-deutsche Wort Káschaß (von cacháça, Zuckerschnaps) angewöhnt — da habe er den deutschen Professor getroffen, der gestern Abend aus dem Innern angekommen sei; ob ich ihn schon gesehen; es sei kein gewöhnlicher Schulmeister, es müsse ein Studierter sein.

Als der Pfälzer dann wieder gegangen war, setzte ich mich auf meinem Koffer zurück, streckte die Beine über die nebenstehende Kiste, lehnte mich an den Verandapfeiler und rauchte in träumerischer Trägheit eine Cigarette.

Im Urwald, im Innern, nicht in den verkommenen Küstenstrichen, wo es mir jetzt schon nicht gefiel! Vor Tag, ehe die Hühner unruhig werden im engen Holzställchen, springt er auf und hinunter an den Strom, der tief eingebettet zwischen

den schwarzen Urwaldmauern breit dahintreibt und wie Blei glänzt in der Dämmerung. Er schwimmt hinein bis über die Mitte und schaut abwärts in den Goldschimmer, der über der fernen Horizontlinie des Wassers zwischen den schwarzen Gehegen den klaren Himmel erwärmt. Er läßt sich der Sonne entgegentreiben, bis ihre ersten Strahlen über die wimmelnden Wellen daherblitzen, daß sein Auge zusammenzuckt. Und er wirft sich im Wasser auf und nieder, überschlägt sich und tollt und jauchzt wie ein übergeschnappter Triton. Dann lenkt er hinüber zum andern Ufer und nützt eine Gegenströmung aus und schwimmt mit ihr zurück stromaufwärts. Nun glänzt von seinem wetterfarbenen Palmenstammhaus drüben schon rötlich die Sonne wider, er taucht halben Leibes aus dem Strom und wirft einen heimatlichen Jodler hinüber: da geht ein Fensterladen auf und in dem schwarzen Viereck steht eine weiße Gestalt und winkt und erwidert den Ruf.

Und Kolonistenbuben kommen geritten, und er lehrt sie Gottes Wort lesen und erzählt ihnen von Helden der Liebe und Helden des Schwertes und singt ihnen ferndige Lieder vor und freut sich, ihnen Weisheit und Schönheit zu künden, die sie

nicht brauchen und über die sie nach einigen Jahren lachen werden.

Und er kämpft im Schweiße des Angesichtes mit dem Urwald und rodet und sät und wirbt um die Freundschaft aller Wunder des Landes. Und wenn die Sonne, die unten aus dem Strom aufstieg, oben im Strom versunken ist, dann sitzt er mit ihr im schlanken Boot und läßt sie Bilder suchen im Gewirre der Sterne und sagt ihr deren Namen und Wesen und Geheimnisse, bis sie Beide still werden wie Kinder, die ein Märchen erfüllt.

So wandeln sie an der warmen Hand der Mutter vom Aufgang bis zum Niedergang und, weil sie wenig verlangen, wird ihnen Alles — —

„Wunderselig der Mann —!“ in Neid und Freude sprang ich plötzlich auf, um den Mann zu suchen. Die Halle war fast leer, da und dort lag Einer am Boden und schnarchte. Auch das Haus, durch dessen Mittelgang ich nach vorn schritt, war verlassen, und ein paar Stimmen hallten vereinsamt aus irgend einer Ecke. Vor dem Gebäude, gegen die große, bergumkränzte Seebucht hin, ist noch ein kleiner Platz mit ein paar lausigen, verstaubten Palmen, dann fällt der Boden schroff ab zum Strande; und dieser Platz vor dem Hause wird

täglich kleiner und kleiner, denn beim Hinunterweg verschmähen die vielen, vielen Auswanderer den weiteren Schlangenpfad, sausen die steile Böschung hinab und reißen das lockere Erdreich des Hügels mit. Auch hier war es still, im kümmerlichen Schatten der Palmen hockten Einige, die zu faul waren, weiterhin nach Kühlung zu suchen, unten am Wasser spielten ein paar Kinder, links, an der Mündung des Bächleins wuschen Weiber im Schatten der Bananengebüsche, da und dort stand einer und schaute über die blitzende Fläche nach den wenigen Schiffen, die draußen vor Anker lagen oder nach den weißen Häusern des jenseitigen Städtchens.

Ich that auch mein Teil zur Abtragung des Immigrantenhaushügels und wandte mich dann nach links in der Richtung zur Venda, die hinter dem nächsten Ufervorsprung etwa eine Viertelstunde entfernt lag. Als ich einmal aufsah, stand die kleine Polin ein paar Schritte von mir und blickte über die Bucht hin nach den blauen Bergen. Ich trat zu ihr und fragte:

„Nun, wie fühlt sich der verehrliche Magen?“

„Ich weiß nicht!“ sie würdigte mich keines Blickes.

„Ach, ich wollt, ich wäre die Bergspitze da

drüben!“ fuhr ich mit einem wohlgelungenen Seufzer fort.

„Ich auch!“ rief sie und betonte das so nachdrücklich, daß es ihre ganze Person durchschütterte.

„Aus demselben Grunde?“ fragte ich.

„Aus dem entgegengesetzten!“

„Das ist ja aber sehr schmeichelhaft für mich!“ sagte ich.

„Das i st es auch!“ erwiderte sie und nun schaute sie mich an und ihre Augen schwammen. Da kam mir gleich mein kindischer Ernst und ich fragte:

„Was haben Sie?“

„O nichts! ich habe nur in die Sonne ge schaut,“ und sie blinzelte einige Male.

„Wenn es weiter nichts ist,“ entgegnete ich spöttisch, „dem können Sie ja abhelfen! — Adda!“ und ich ging. Als ich von der Höhe des Hügelvorsprunges, den die Straße überschreitet, zurückschaute, war sie verschwunden.

Die Straße senkte sich nun durch Kaffeepflanzungen, die nach der langen Dürre struppig und holzig mit wenigen dunkelglänzenden Blättern dastanden, und durch wüstes Oedland an vereinzelten Häusern vorbei wieder zum Strande hinab, der sich

aber von hier an stark nach links einzieht. Doch gerade hier an der Ecke schiebt das gegenüberliegende Ufer mit dem bergüberragten Hafenstädtchen einen Ausläufer bis auf Stromesbreite herüber. Drum liegt eine Ausspannung da und ein Fährhaus, in dessen Schatten eine Anzahl Auswanderer mit Rauchen und unbefriedigter Neugier die Zeit hinbrachten. Weiterhin sind niedrige, meist verwahrloste Häuser um die Straße zerstreut, selten ist eines besser gehalten, mit rotem oder blauem Anstrich, selten ein blütenübersäter Baum, eine Erythrine, wie ein riesenhafter roter Fliederblütenstrauß, und ein Baum mit kleinen tulpenähnlichen Blüten, dessen Namen mir Niemand sagen konnte.

Als ich mich der Venda näherte, klangen mir heisere Töne eines altabgedienten Klimperkastens entgegen. Ich mußte stehen bleiben. Wahrhaftig, es war nicht zu verkennen!

„O alte Burschenherrlichkeit —“

Ich trat leise an das Fenster und sah den Rücken des Spielers, der neben dem andern Fenster am Instrument saß und unbeholfen spielte und ganz leise dazu sang. Mir fing das Herz gewaltig an zu schlagen, ich lehnte mich mit beiden Armen auf die Fensterbrüstung und dachte mit — —

Aber was mir aus der Erinnerung zusang und zujubelte, Jugendmut und Heimatlust, versunkene Freundschaft und verschwebte Hoffnung und der unverwundbare Lebensglaube trotz alledem — das wurde gleich wieder still, und ich mußte nach dem Menschen hinsehen und hinhorchen. Dies summende Singen tönte so verhohlen und verschämt, so krank, sehnsüchtig und ungläubig — ich verstand es nicht. Aber es wurde mir eng und trostlos, daß ich fast weinen mußte und mich wieder weg zu schleichen gedachte, und doch ging ich nicht, halb aus Angst, ihn zu wecken, halb aus Neugier.

Da flog die Thür auf und zwei Mädchen von vierzehn, fünfzehn Jahren stürmten herein. Er fuhr auf, wandte ein braunbärtiges Profil mit scharfer Nase nach der Thür und rief streng:

„Fort! 'naus!" und die hübschen Dinger zogen sich schmollend und zögernd zurück. Er tippte ein Wenig wie suchend auf den Tasten herum. Ich wollte ihn nicht wieder anfangen lassen und rief:

„Eheu, quod anseres fugasti!"

Er horchte auf, als traue er seinen Ohren nicht, drehte sich langsam herum und sah mich mit großen, ein wenig hervortretenden Augen aus

bleichem Gesichte an. Er wiederholte halblaut die Worte:

„Eheu, quod anseres fugasti —“? stand auf, kam, streckte mir lächelnd die Hände her und rief:

„Nun, dann willkommen in Möngals Revier!“ Und dann standen wir, er von innen, ich von außen aufs Gesims gelehnt und plauderten.

„College?“ fragte er einmal.

„Ein halber wenigstens!“ gab ich zurück.

„Ein seltener Fall! der erste, seit ich hier bin. So oft ich mir Ferien mache (ich halte es damit wie drüben) unternehme ich einen Streifzug zur Küste und sehe mir die vorhandenen Einwanderer an; etwas Akademisches ist selten. — Was suchen Sie übrigens hier?“

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Was ich finde!“

Er fuhr auf: „Teufel! Ich gratuliere. Sie sind schon weit, junger Mann!“

„Manchmal!“ sagte ich mit Lächeln. „Morgen vielleicht wieder sehr weit davon und zurück. Toujours loin du bord, jouet de quelque orage —“.

„Was wollen Sie denn schon mehr!“ murmelte er mit ernster Stirne. „Manchmal — das ist

schon viel! Freilich — man muß Ja sagen können und man muß Nein sagen können, man selbst — aber das reicht dann auch."

Darauf standen wir eine gute Weile stumm und nachdenklich bei einander, als seien wir alte Freunde, die einander lange nicht gesehen haben.

Endlich holte er mit den Worten:

„Wir wollen ein Wenig gehen! es wird Ihnen ja nicht zu heiß sein," den Hut vom Klavier und sprang zum Fenster heraus, daß ihm die Rockschöße und das schwere dunkle Haupthaar flogen. Wir gingen die Straße weiter auf den eigentlichen Ort zu, dessen unansehnliche Häuslein und schlecht umzäunte, rechts an die See stoßende Weideplätze mit den vereinzelten Bäumen veränderungslos wie ein grellfarbiges Gemälde in der fernsichtigen Luft des glühenden Mittags schliefen. An einem Seitenweg, der linker Hand den Hügel hinaufführte, sagte ich:

„Lassen wir das Nest und gehen wir da hinauf!"

Er wars zufrieden und murmelte:

„Ja, ich laß mich ja auch nicht gern im Schlaf stören."

Der Weg leitete ein paar hundert Schritte weit neben einem Rinnsal empor zu einem hinter Rebengehängen halb verborgenen Häuslein.

„Das ist einmal ein Labsal!“ rief ich. „Immer wenn ich von der andern Seite her auf den Berg steige, mach ich noch den Weg bis zum diesseitigen Abhang und schau nach dem netten Häuslein herunter. Morgens und Abends weiden drei knochige Kühe, zwei Schecken und eine Schwarze mit Hörnern wie meine Arme so lang, hinten auf den Wiesen und klettern die Thalwangen empor, soweit der Zaun es erlaubt. Die Schwarze hat ein Brett vor dem Kopf und sieht sehr unglücklich aus; manchmal macht sie Sprünge, als wollte sie ihre ganze Leiblichkeit von sich schlenkern. ’S ist eine Zauberkuh, ich hab’s ihr sofort angesehen. Die anderen fahren dann immer aus einander und treffen sich dort hinter dem Baume wieder. Ich habe schon ihre ganze Leidens- und Verzauberungsgeschichte herausgebracht. — Sehen Sie, da liegen die drei unter dem sonderbaren Baum mit der kugelrunden Krone.“

„Der sonderbare Baum,“ sagte mein Begleiter, „ist eine Jabodicaba und trägt Früchte wie unsere deutschen Pflaumen.“

„Meinen Sie damit Zwetschgen oder Pflaumen?“ fragte ich etwas grinsend.

„Bitte!“ lachte er, „Das müssen Sie an

meiner Mundart hören, daß ich Pflaumen und Zwetschgen unterscheiden kann. Also Pflaumen! Die Jabodicabas schmecken nicht übel, aber 's ist nicht viel dran: der Stein ist fast so groß wie die ganze Frucht. Und — — ich mag Ihnen Ihre Märchenfreude nicht verderben, sonst würde ich Ihnen sagen, daß die Kuh das Brett vor den Hörnern trägt, damit sie den Zaun nicht zerreißen kann, 's ist eine Durchgängerin."

„O weh!" sagte ich, blieb stehen und lachte. „Uebrigens stört mich Ihre rationalistische Erklärung nicht im Mindesten: warum soll so eine Kuh und ihr Schicksal nicht einen metaphysischen Wert und Grund haben?! Aber umdichten muß ich die Geschichte nun doch ein Wenig; habe ja Zeit dazu!"

Ich schaute an dem Haus vorbei, das Thälchen hinab, über die dunklen Dächer der weißen Häuslein des Dorfes hinweg auf das blaßblaue, von dunklen und violetten Streifen durchzogene Meer und die stillen Wipfelwogen der Waldberge, die es weithinaus säumten.

„Ist es hier nicht schön!?" fragte der Professor.

„Gewiß! . . . man möchte Maler sein!" ant-

wortete ich. „Aber — wie lange ist's schön? Ich kann jedoch nicht mitreden, da ich erst ein paar Tage hier bin. Aber mir ist, als müßt es hier überall das Gleiche sein: ein Häuflein Menschensiedelungen, schmale Striche Menschenlandes, unendliche Waldberge, unbetretene, zeitlose Waldberge und die weite, blaue See, hinter der die Menschenwelt liegt. Wenn ich über die paar Siedeleien hinwegschaue auf das Festland hin: so weit ich sehe, nichts als Vegetation, kein Gestern, nicht einmal ein Heute, nur eine Zukunft! Und was für eine! Und was geht die mich an?! Das Land hat nichts zu erzählen, es sagt mir nichts; es fragt und fragt mich nur immer. Ich bin fieberkrank vor Ungeduld und phantasiere mir allen erdenklichen, bodenlosen Unsinn zusammen, nur um mir unter dieser Bergpyramide da was anderes denken zu können als unter jener, bei diesem Thal was anderes als bei jenem. Müßte ich noch länger müßig hier herumstreichen (was ich doch so liebe!) so gäb es nur zwei Fälle: überschnappen oder stumpf werden, wie ja dies ganze Volk stumpf dahockt in seinem Paradies. Ich habe mich noch nie so innig nach Arbeit gesehnt wie jetzt und hier."

Er nickte langsam und nachdrücklich:

„Dies Land ist nur für Thatmenschen. Zwischen die Arbeit hinein, auf die Axt gestützt, ausschnaufend Rundschau halten, das ist schön und labt! Nein, der Mensch ist nicht durch Zufall auf der Erde! Schiller hat es wieder einmal gewußt:

„Freudlos war der große Weltenmeister . . .“

Der Naturstand ist ein stumpfsinniges Ideal! man muß es nur kennen.“

Während er sprach, sah ich am Fenster des Hauses eine Frau erscheinen, die wohl durch unsere Stimmen aus der Mittagsruhe aufgestört war. Da bat ich den Professor, ein Wenig zu warten; ich wollte sehen, ob ich ein paar Trauben kaufen könnte. Ich ging hinzu, blieb in der üblichen Entfernung von der Thür stehen und klatschte in die Hände. Langsam ging die Thür auf, gelassen und neugierlos trat eine weiße Gestalt aus dem Dunkel, schlank, braun, großäugig, in merkwürdig reinem weißem Gewande. Sie sagte etwas, das ich nicht verstand, und bewegte einladend die Hand. Ich trat zu ihr, zog ein Geldstück und sagte in meinem schnöden Portugiesisch, das sich noch auf die wenigen, zum Einkaufen nötigen Worte beschränkte:

„Bitte, Trauben!“

Wieder sprach sie etwas, das ich nicht verstand, und trat ins Zimmer zurück; ich hielt es für eine Aufforderung und folgte ihr. Die Stube war fast leer, in einer Ecke stand eine Truhe, an einem Nagel hingen verschiedentliche Wäsche- und Kleidungsstücke, auf einer Matte am Boden lag ein kleines Kind, neben dem die Frau eben selbst geschlummert haben mochte; noch einen Gitterstuhl mit zwei Seitenlehnen, aber ohne Rücklehne und ein Wandbrett konnte ich im Halbdunkel unterscheiden, da ging die Frau wieder zur Thür und zwar mit einem Messer in der Hand, das sie vom Bord geholt hatte, ich merkte, daß ich wohl doch nicht ganz zum Eintreten aufgefordert war und trat wieder hinaus. Sie schnitt mir einige Trauben ab und redete: wie von selbst, als thue sie nichts dazu, flossen ihr die süßen, weichen Töne von den jungen Lippen, wie ein seliges Kindesplaudern in der Stille; ich horchte. Und als sie mir die Trauben gegeben hatte, war mir über dem Horchen mein Portugiesisch abhanden gekommen und ich stand eine Weile und besann mich und besann mich, was „Danke“ heiße, bis ich sie schließlich in der Hast geradezu anschrie:

„Obrigadissimo, senhora!“

Ich grüßte, sie dankte wie eine Fürstin und ich ging.

Der Professor lag im Schatten lang gestreckt auf dem Bauch, das Gesicht zwischen die gekreuzten Arme versenkt, und blieb liegen, während ich sagte:

„Die alten Senhoras in ihrer unvermeidlichen Verfettung kann ich nicht ansehen; aber diese jungen, schlanken, flaumzarten, diese großen Kinder mit dem lieblichen Gepappel und dem nachlässigen, fürstlichen Anstand — — — ich werde noch all mein Geld für Trauben ausgeben! Diese da hatte ich noch gar nicht entdeckt. — — Ein Trauben gefällig, Senhor? Er kommt vom schönsten Weibe! Ihr Mund tönt süß und schmeichelnd wie das heimliche Singen des Bluthänflings, ihre Haut ist zärtlicher als der Flügel des Ligusterschwärmers und ihre Augenlider sind die Thore der Seligkeit! Na — immer noch keine Lust?“

Er lag noch einen Augenblick stumm da und ließ mich warten, dann sprang er auf und ging, ohne mich anzusehen, voran mit den Worten:

„Doch! aber erst droben, wenn wir sie verdient haben!“

Der Weg hörte bei Beginn des Waldes auf und wir stiegen je nach der Durchlässigkeit des Ge-

strüppes, das etwa zwei Schuh hoch den Boden überspann, im Zickzack empor.

„Imponieren kann mir der hiesige Wald einstweilen auch noch nicht!“ sagte ich. „Die Bäume bringen es kaum über die gewöhnliche Höhe unserer Birnenbäume und das Holz ist weich und lüderlich.“

„Sie halten das Zeug da doch nicht für Urwald!?“ rief der Professor lachend. „Das ist Nachwuchs, Kapoëra genannt, C—a—p—o—e—i—r—a geschrieben! Hier war früher Pflanzung, Mais oder Maniok oder Zucker, bis der Boden ausgesogen war; dann blieb er brach liegen und nach zehn Jahren stand dieses Holz da.“

„Das freut mich!“ sagte ich. „Ich wollte den Wald schon verachten und glaubte, er habe sich an den hiesigen Menschenschlag angepaßt. — Es ist halt doch ein Elend mit mir: ich frage zu wenig! Ich schaue zwar Alles an, aber es genügt mir meist, es zu sehen und mir meine Gedanken und Einbildungen darüber zu machen.“

„Es nun zu wissen, wird Sie auch nicht gerade glücklicher machen! Bleiben Sie getrost bei Ihrer schlechten Gewohnheit! In den wichtigsten Dingen wird Sie kein Mensch etwas Vernünftiges, Brauchbares lehren können, und wenn Sie dann

ohne Ihre Gedanken und Einbildungen auskommen müßten, wären Sie nicht zu beneiden!“

Es fiel mir in meiner fröhlichen Stimmung, die zu jedem Studentenulk aufgelegt gewesen wäre, doppelt auf, daß er immer in ernstem, oft fast gepreßtem Tone sprach, und ich dachte, ihn habe nun das Heimweh gepackt, aus dem mich die Begegnung mit ihm herausgerissen hatte; wie immer Jeder auf des Andern Kosten!

Wir kamen nun in die Nähe meines Felsens; aber diese Heimlichkeit wollte ich nicht preisgeben und drängte in andere Richtung:

„Gehen wir durch den Wald vollends hindurch! dort am Rande weiß ich eine Ecke, wo sichs lieblich ruht.“

Nach Kurzem traten wir hinaus in einen Waldwinkel, der sich gegen ein welliges, sanft zum Meer hinabsinkendes Gelände öffnete. Weit unten lag verdeckt das Immigrantenhaus. Vor der schattengebenden Südwand des Winkels stand ein ungewöhnlich mächtiger Baum und streckte die weit ausgespannten Aeste gleichmäßig nach allen Seiten, mit seinem Stamm aber neigte er sich merklich ab vom Walde und, als sei er innig um sie besorgt, über eine Grube, die bis zum Rand voll Wasser

von dünner grauer Färbung stand. Daneben lag eine halbkugelige Schale von irgend einer Frucht. Hier ließen wir uns nieder und aßen unsere Trauben und sahen aus der Kühle hinaus über die stillen Felder, wo sich kein flimmerndes Blättlein der Maniokstauden rührte.

Das Schweigen drückte mich. Trübsal blasen kann ich allein und thu es zur Genüge. Ich fing an zu plaudern:

„Hier bin ich oft, jeden Nachmittag. Zuerst schau ich dem grauen Wasser zu; meist ist es glatt und still, als sei es ein halbdurchsichtiger Stein, manchmal aber fährt ein Schauer darüber, kreisförmig vom Rand nach der Mitte zu, als wollt' es zu kochen beginnen, aber sogleich ist's wieder still. Dann nehm ich die Schale — einmal hab ich auch getrunken, aber blos aus Neugier — und gieße dreizehn Schalen voll Wasser um den Stamm herum aus und, wenn dann der gesunkene Wasserspiegel wieder ganz starr geworden ist, dann leg ich mich hin und schlafe oder träume oder schaue in die rote Orchideenflamme, die da droben in dem dunkeln Astwinkel brennt. Dabei läßt sich mancherlei Schönes denken. Manchmal sind diese Gedanken mir so fremd, daß ich meine, sie müßten

weit herkommen und nicht aus mir; dann überläuft auch mich ein Schauer und ich fürchte mich vor mir selbst oder dem, was in mir denkt. Aber wenn ich dann um mich geschaut habe und sehe, daß der Schatten des Baumes sich weiterdreht und das Wasserloch sich wieder füllt, dann freue ich mich, daß auch in mir sich unterdessen etwas geregt und ans Licht gedrängt hat, und wünsche verwogen, doch wirklich und ernsthaft ins Kochen zu kommen, um Alles kennen zu lernen, was in mir noch an die Oberfläche getrieben werden kann. Aber wie nun machen, daß ich recht ins Kochen komme? Nach Rio Grande zu den Rebellen gehen und in dem Greuel mitwirtschaften? Oder mich bewußt und möglichst frech in die Würgerei um das beste Stück Brot stürzen, wo sie am unbarmherzigsten ist? Das Alles ist mir zu überlegt, zu absichtlich und planmäßig. Ich denke, es soll ein Tag kommen und mir einen Köder hinwerfen, auf den ich ohne Ueberlegung anbeißen muß. — Nein, bitte, antworten Sie mir nicht! ich gebe heute doch nichts auf guten Rat. Uebermorgen bitt ich Sie vielleicht darum.

Später, so um fünf Uhr etwa kommt Einer da oben herüber angehinkt, ein aufgeschossener

brauner Bengel mit einem alten, grauen Zimmermannshut auf dem Kopf, in einem Hemd aus einer alten Florgardine mit dichter gewebten Blumen, das in hübschen Arabesken die dunkle Haut durchscheinen läßt, in Hosen, die noch ein gut Stück unter das Knie reichen, und eine Flasche Milch in der Hand, die er da hinunter zu bringen hat. Er bleibt bei mir stehen, wir begrüßen uns; denn so viel kann ich. Ich deute auf den schmutzigen, blutigen Lappen, den er um den Knöchel gewickelt hat, und frage: „Wie geht's?“ denn das weiß ich auch noch. Dann hält er mir eine lange Rede über seinen Fuß, von der ich kein Wort verstehe, zu der ich aber sehr verständnisvoll nicke und internationale Laute ausstoße; er ist überzeugt, daß ich Alles verstehe, denn ich hab ihm einmal gesagt, ich verstände es, ich könnte nur noch nicht portugiesisch reden. Wenn ich dann gerade etwas Interessantes weiß, dann sag ich es ihm auf Französisch, das er wohl für schlechtes Portugiesisch hält und wenigstens zum Teil auffaßt. So unterhalten wir uns eine Viertelstunde lang ganz vorzüglich; manchmal bringt er mir auch ein paar wichtige Worte bei wie: Milch, Flasche, Baum, Wasser, heiß und kühl, und schließlich scheidet er

mit freundlichem Winken und dem üblichen: „Auf bald!“ — Ich werde ihn dieser Tage einmal heimbegleiten und mir so ein brasilianisches Dasein genauer betrachten. Arbeiten thun sie hier nicht gern; erst einmal hab ich da droben auf dem Acker Leute gesehen, die spannenlange Rohrstücke, wie von Mais oder Zuckerrohr, in die Erde gruben, wie man bei uns Kartoffeln stupft.“

„Das ist wohl sogenannte Salz-canna gewesen, ein Rohr, das als Futter gepflanzt wird,“ erwiderte der Professor. „Nein, die echten Brasilianer arbeiten nicht gern. Aber die Leute sind auch ein Mischmasch aus Portugiesen, Indianer und Neger, und den beiden letzten Bestandteilen geht die Arbeit ganz gegen die Natur. Vorwärts geht es im Land ja auch eigentlich erst, seit Engländer und besonders Deutsche dasind. Kommen Sie nur einmal zu uns hinauf in die Kolonieen, Sie werden schon Augen machen!“

„Wie sind Sie denn gerade in diese unbekannte Kolonie hinaufgeraten?“ fragte ich.

„Nun, ich lag eben auch hier im Hospiz und wartete auf Weiterbeförderung, gleichviel wohin. Irgendwo, dachte ich, würde ich schon hängen bleiben. Da kamen, wie immer, wenn neue Immi-

granten da sind, allerlei größere und kleinere Besitzer aus der Umgegend, um zu sehen, ob sie sich hier Arbeitskräfte angeln könnten; ein Bauer fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, bei ihnen Schule zu halten; sie sehnten sich schon lange nach einem Lehrer, sie würden mir ein Haus bauen, mich gut bezahlen und mir sehr dankbar sein. Das war der erste Ruf, der hier in Brasilien an meinen Lebensernst erging; in den Hafenstädten von Pernambuco ab hätten sich mir ja Gelegenheiten genug geboten: aber was sollte ich in so einem Riesendrecknest?! Lehrer sein als Concurrent so und so vieler Anderen? Wo man mich nur haben wollte, um es billiger zu kriegen? Nein, da wär ich eher drunten in Rio Grande do Sul Kolonist geworden! — Hier dagegen schien sich mir eine wirkliche Kulturarbeit zu bieten, hier trat ich in eine Lücke und leistete, was eben keiner der Vorhandenen thun konnte."

„Und da hat es Ihnen dann so gefallen, daß Sie geblieben sind?"

„Ja. Ich hab es natürlich so gefunden, wie es war, nicht wie ich es mir in der Geschwindigkeit ausgemalt hatte. Ein deutscher Dorfschulmeister würde Zeter und Mordio schreien. Ich bin nicht

eine vom Staat hingesetzte Macht, sondern stehe und falle mit dem Willen der Bauern. Wenn sie sich heute einen Andern besorgen und mir morgen den Laufpaß geben, kann ich nichts dagegen machen. Bin ich schon auf der letzten Station oder ist mein jetziges Wirken gewissermaßen nur das Sprungbrett in ein anderes hinein —? — — ich weiß es nicht und die Gewißheit würde nichts ändern: mein Leben steht jetzt so ausschließlich auf meinem Willen und auf meiner Kraft, daß ich nichts mehr beginnen kann, ohne mich g a n z einzusetzen! Und dadurch, daß ich mich mit meiner ganzen Lust in den jetzigen Verhältnissen verwurzele, hier meine Lebensaufgabe sehe, bin ich noch wehrloser: ich kann nichts, gar nichts riskieren, weil ich halt ein solches Verhältnis nicht gefährden darf. Der Bauer ist roh, genütz, schonungslos — das muß Einer wissen, der mit ihnen zu thun hat. Weil ich das weiß und anderer Natur bin, weil meine Stellung zu ihnen ernster und zärter ist, als sie nur begreifen könnten, darum fühle ich oft ohne jeden realen Anlaß den Boden unter mir zittern, nur in Folge davon, daß ich, der darauf steht, für ihn zittere! Wir, die Bauern und ich, vertragen uns nämlich sehr gut; ich hab ihnen auch

gleich am Anfang gezeigt, was für ein Bruder ich bin."

Er lachte einsilbig und schwieg eine Weile; er mochte wohl vor sich hinlächeln, ich konnte es nicht sehen, da er wieder ausgestreckt auf dem Bauche lag und den Kopf mit den Händen stützte.

„Als wir nämlich oben angekommen waren, sagte der Bauer, es müsse natürlich Alles erst vorbereitet werden, von heut auf morgen gehe das nicht, er müsse sich erst mit den Nachbarn besprechen, und dergleichen mehr. Ich fand es begreiflich, und der Bauer meinte, ich könnte ja einstweilen in der Pflanzung mitarbeiten. Das ist nun gerade nicht mein Fall; ich bin weder daran gewöhnt, noch habe ich besondere Neigung dazu und glaube überhaupt, daß ich nicht dafür gemacht bin; um aber den Leuten zu zeigen, daß ich in jedem Falle meinen Mann zu stellen Willens wäre, ging ich desselbigen Tages mit ins Feld und half Bataten pflanzen. Mit wechselnden Arbeiten verging die Woche, ich arbeitete im Schweiße meines Leibes wie ein Kuli; es verging noch eine Woche, es änderte sich nichts, und ich sah denn zu bis zum Schluß der vierten Woche. Es war eine schwere, schwere Zeit für

mich gewesen und, so matt ich mich nach der anstrengenden Tagesarbeit fühlte, ich muß sagen: ich hatte nie recht das befriedigende Gefühl, gearbeitet zu haben! — Nun ging ich und sagte dem Bauer, ich hätte die vier Wochen mitgearbeitet, um zu zeigen, daß ich auch Das könne und nicht mit zimpferlichen Herrenbubenansprüchen in den Urwald gekommen sei; aber jetzt habe es geschellt! Ich sei als Lehrer mitgekommen; wenn sie mir nun keine Schüler geben wollten, sollte er mir den entsprechenden Taglohn zahlen, und ich würde weiterziehen. Er machte natürlich allerlei Ausflüchte und verlangte Geduld! als er aber merkte, daß ich nicht mehr die geringste Lust zur Geduld hatte, da ging auf einmal Alles wie geschmiert und am übernächsten Tag hielt ich Schule, obgleich noch kein Schulhaus oder Schulzimmer vorhanden war. Im Freien war es zu heiß, im Haus oder Arbeitsschuppen waren wir nicht ungestört — so nahm ich denn meine Schüler unter das Futterschuppendach, das an die fernste Außenwand des Arbeitsschuppens mit Hilfe von zwei Pfosten angebaut war. Drei Seiten waren offen, die Wand entlang standen die Futtertröge. Mit einigen Klötzen und Brettern wurden Sitzbänke gemacht, Bretter,

über die Tröge gelegt, gaben Tische, an denen die Kinder allerdings stehen mußten; aber das ist ja viel besser als das ewige Sitzen. Schiefer- oder Blechtafeln waren genug da, als Wandtafel hatte ich bei einem koketten Kolonisten der Nachbarschaft einen frisch grüngestrichenen Fensterladen requiriert und zufrieden und vergnügt fütterte ich nun einige Wochen lang unter dem Futterschuppen meine Oechslein und Eselein mit dem Abc und Einmaleins. Wenn es dann auf die Viehfutterstunde zuging, der wir den Platz räumen mußten, und auch sonst oft, kamen die Kühe und Kälber angeschlendert und streckten die Köpfe unter das Dach herein, redeten gelangweilt dazwischen, bliesen uns geringschätzig an und manchmal traf der Kuhschwanz nicht gerade den, der ihn verdient hatte; aber wir vertrugen uns sehr gut.

Unterdessen bauten die Bauern nahe dabei ein Holzhaus mit einem Zimmer und zwei Kammern, und an den Nachmittagen half ich samt den Kindern mit. Wie gut es sich lehrt und lernt in dem Haus, das die Kinder miterrichtet haben!“

Er machte wieder eine Pause und schaute vor sich hin. Sonderbarer Weise konnte ich diese Pausen nicht ertragen, sofort wurde mir beklommen und

ängstlich zu Mute, als müßte die nächste Minute Schlimmes bringen, das durch Reden zu verhindern sei; drum griff ich zum Nächstliegenden und sprach:

„Also fühlen Sie sich dort droben wohl und ausgefüllt von Ihrer Thätigkeit?“ schämte mich aber zugleich meiner albernen Worte und zwar umso mehr, als er mich nun anschaute und lächelnd mit der flachen Hand den Bart rieb, wie wenn er dächte: Kerl, Du dauerst mich! Er fuhr aber fort:

„Sie meinen das, weil ich als klassischer Philologe und Theologe nur das Abc und Einmaleins lehre? Nun, wenn Sie es noch nicht wissen: der genußreichste Unterricht ist der im Abc und Einmaleins und in den ersten biblischen Geschichten! Ueberdies würden Sie sich wundern, zu sehen, wie ich mich allemal auf den ersten Unterricht vorbereite, wie ich am Anfang des Schuljahres zögere, wirklich mit dem Lehren zu beginnen! wie ich acht Tage lang die Kinder fast nur mit Märchen und Zundelfriedergeschichten unterhalte und mir dabei einbilde, ich thäte es nur, um die Kleinen erst kennen zu lernen und richtig zu behandeln; während es doch nur geschieht, weil mir ein Wenig graut vor dem folgenschweren ersten Buchstaben!

Ich gebe nur vier Stunden täglich in zwei

Doppelklassen; aber das ermüdet mich meist für den ganzen Tag; nicht als ob die Kinder mir im gewöhnlichen Sinne viel zu schaffen machten! im Gegenteil! ich selbst mache mir viel mit ihnen zu schaffen, ich will jede Dressur und jeden allgemeinen Zwang möglichst zu vermeiden, muß mich also, um etwas zu erreichen, in das Wesen jedes einzelnen so hineinschaffen, wie — — wie man es sonst nur einmal im Leben und bei einem Menschen thut. Ja — —" er schwieg einen Augenblick, dann sah er mich mit finsterem Ernst schwer an, dann lächelte er schön und sagte:

„Ich habe protestantische Theologie studiert — hier als Lehrer dieser Kinder bin ich katholisch geworden! sie sind alle katholisch, ein seltsamer Zufall. — — — — Ja, mein Herr, meine Thätigkeit füllt mich aus. Muß es auch! Ich habe sie ja selbst gewählt und mir geschaffen."

Es war wieder eine Stille, ich schaute ihn lange an, er sah zu Boden. Dann stand ich auf, bückte mich zu ihm hinab, streckte ihm die Hand hin und murmelte unwillkürlich:

„Donnerwetter!" es war wohl halb Grauen, halb Bewunderung. Er sah kurz auf und wieder zu Boden und gab mir langsam seine Hand. Dann

legte ich mich wieder hin und wir redeten nicht mehr.

Nach Langem stand der Professor auf und sagte:

„Nun wollen wir einmal sehen, wie es drunten bei den Immigranten aussieht!“ Ehe wir aber gingen, las er wortlos die herumliegenden Traubenkämme zusammen und warf sie ins Gebüsch. Im Hinabsteigen nannte er mir die Pflanzen auf den Aeckern, ihre Kultur und Bestimmung. Auf halbem Wege trafen wir im Schatten eines Baumes eine österreichische Schustersfamilie lagern. In ihrer Mitte zwischen zwei Steinen brannte ein Feuer und darüber briet in einer alten Blechbüchse ein Hühnlein, das wohl auch nicht um Gotteswillen hineingehupft war; achtzehn Augen starrten gierig nach dem unglückseligen Brätlein, neun ungeduldige Mäuler wässerten so sehr, daß sie fortwährend leer schlucken mußten. Kein Wort störte die Stille der Andacht bei diesem seltenen Leckerbissen. Der Professor blieb stehen, sah schmunzelnd zu und sagte:

„Ihr wißt Euch zu helfen! Ihr könnt gute Kolonisten geben, wenn es sonst an nichts fehlt. Kinder habt Ihr ja auch genug. Woher kommt Ihr? wohin soll's?“ und er ließ sich von der

Frau, einem wüsten verhaarten Weibsbild, das mich auf der ganzen Fahrt seit Rio durch ihr unzufriedenes Maulen und Schreien gereizt und geärgert hatte, erzählen, und ich bewunderte ihn, wie er auf all ihre kleinen Sorgen und Nöte einging, Rat und Trost wußte und ihr dabei einige Male unversehens und unsanft über das Maul fuhr. Als wir dann unten ankamen, und die Landsleute hörten, daß da Einer sei, der im Land Bescheid wisse, liefen sie aus allen Winkeln herbei, fragten und klagten, und er hörte zu, stand Rede und erkundigte sich nach allem Möglichen, nach Kleinigkeiten des Lebens, daß ich aufs Neue staunte, wie genau er mit den Bedürfnissen der Leute vertraut war. Und wenn Einer gar kein Ende finden wollte, sagte er freundlich lächelnd: „Ich weiß jetzt genug für heute; morgen ist ja auch noch ein Tag!“ und wandte sich zu Andern.

Mit einem Male lachte er laut hinaus und deutete auf den Hof, wo acht oder zehn italienische Weiber und Mädchen im Kreis hinter einander saßen und einander die Köpfe lausten.

„Alte Erinnerungen! Brrr!“ sagte er, „aber so im Kringel herum hab ich's nie gesehen.“

„Das will ich meinen!“ rief ich lachend. „Ich

bin halt etwas zu spät auf die Welt gekommen! Das Arrangement stammt nämlich von mir. Ich konnte mich halt nicht an die Biesterei gewöhnen und wurde immer wieder von dem Anblick festgehalten und geschüttelt. Sie saßen da stets in einer Reihe und einmal fiel mir auf, daß die Vorderste mit den unbeschäftigten Händen so recht den Eindruck eines Opferlammes machte und die Hinterste mit dem unbearbeiteten Kopf den einer Enterbten, Geknechteten. Ich fühlte, wie es in den Händen der Ersten und in der Kopfhaut der Letzten verzweifelt zuckte und juckte, und da gab mir mein Erbarmen den erlösenden Gedanken ein. Mit nicht zu unterschätzender Selbstverleugnung überredete ich die Weiber durch Wort und Gebärde, sich im Kreis hinzusetzen; es gefiel ihnen und seitdem thun sie sich den Gefallen im Kringel herum. Ich aber bin den Bann los; ich seh es nun gar nicht mehr."

Er schüttelte lachend den Kopf und sagte:

„Sie sind ja ein — —" und zögerte; da half ich weiter:

„Sagen Sie ruhig: — ein Viech! Wir sind ja unter uns Süddeutschen! Ich wollte, ich verdiente den Namen häufiger!"

Nachher ging er zum Direktor des Hauses,

den er aus seiner Zeit gut kannte, und ich blieb zurück.

Ich hatte nun sattsam Stoff zum Nachdenken, und der Mann und was er nicht erzählt hatte, beschäftigte mich weit mehr als seine Berichte. Lange saß ich in mich versunken auf meinem Koffer an dem Pfeiler, bis ich im Gefühl, fortwährend angestarrt zu werden, aufschaute und die Polin drüben sah. Aber jetzt hatte ich so gar keine Lust, mit ihr zu schäkern oder zu gampeln!

Am Anfang der Reise habe ich sie überhaupt gar nicht beachtet, ich war zu voll von Anderem gewesen. Nach der Ankunft in Rio aber bat sie mich auf dem Zoll um meinen Beistand und wandte sich seitdem bei jeder Möglichkeit an mich. In auffallender Weise ließ sie sich mit keinem Menschen ein, saß still auf ihrem Feldstühlchen oder machte kurze Spaziergänge und manchmal sah sie mich so vorwurfsvoll an, als hätte ich sie über den Ocean gelockt und wollte sie nun sitzen lassen. Ich war in etwas herablassender Weise höflich und ging gleichgiltig meiner Wege. Als ich nach zweitägiger Abwesenheit, während der ich mich neugierig in Rio herumgtrieben hatte, auf der Blumeninsel, wo auch fünf Tage Station gemacht wurde,

wieder zu den Immigranten stieß, um mit weiter zu fahren, flog sie in der großen menschenvollen Halle die Treppe der Gallerie, auf der wir Deutschen lagerten, herab mir entgegen, hatte, ehe ich mich's versah, meine Hand gefaßt, schüttelte sie und schien sie nicht mehr loslassen zu wollen.

„Wo sind Sie so lange gewesen? Was haben Sie getrieben die ganze Zeit? Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht mehr!“ und andere Fragen sprudelten mit jenem angenehmen, fremdartigen Klange hervor. Ich sah sie erstaunt an, vergaß ihr zu sagen, was ich auf der Zunge hatte, und mein Erstaunen wuchs, während ich sie ansah. Sie trug ein Kleid von weißem Flor, der sich in weichen Falten um ihren runden Hals schmiegte und je nach dem Faltenwurf das Rot des Unterkleides bläßer oder tiefer durchschimmern ließ; dazu einen feinen weißen Strohhut mit schwankem Rande. Ich musterte sie lächelnd und rief:

„Sie haben sich heute aber sehr schön gemacht!“

Nun war es lieblich anzusehen, wie sie errötete, wie die Glut unter dem rotdurchschimmerten Tüll hervor und durch den Hals hinaufströmte und dann langsam erlosch. Sie schaute mich dabei fest an.

„Was ist denn hier Besonderes?“ fuhr ich fort. „Haben Sie Geburtstag, daß Sie ein so feines Kleid an diesem gefährlichen Ort anziehen?“ — Sie schüttelte wortlos den Kopf. — „Oder haben Sie Besuch gehabt? Auch das nicht? also aus purer Eitelkeit?!“ — Ich steckte mir gemächlich eine Cigarette an. „Da ist es ja ein Glück, daß ich gerade noch vor Dämmerung gekommen bin und wenigstens ein verständnisvoller Mensch Sie noch bewundern kann! Sie haben wirklich Glück! Jetzt können Sie sich doch auch getrost in Ihren Hühnerverschlag dort oben zurückziehen und das gute Kleid ablegen! zum Dank werd ich aufpassen, daß Keiner durch die Latten guckt.“

Sie wurde blaß; wie aus Elfenbein geschnitten glänzte ihre feine Nase und die Stirn mit den eingezogenen Schläfen, und ich dachte: wenn sie nun noch schwarzes Haar hätte statt des kastanienbraunen — sie wäre ja unwiderstehlich! Aber sie that mir leid und um den Eindruck meiner unbarmherzigen Worte zu verwischen, fuhr ich fort:

„Jaso! Sie fragten, wo ich gewesen sei! In Rio war ich und hab mir die Stadt von vorn und hinten betrachtet, hab einmal wieder gut gegessen und getrunken, auch Musik gehört,

weniger gute, und habe mich nach Möglichkeit amüsiert."

„Giebt es auch schöne Mädchen in Rio?" fragte sie mit hochnäsigem Gesichtsausdruck, aber etwas zitternder Stimme.

„Schöne Mädchen?" rief ich, „und ob! Gleich die Tochter des Hoteliers, bei dem ich übernachtete, — — so etwas haben Sie noch gar nicht gesehen! Ich war hin! Oh!" — ich warf eine Kußhand in die Luft — „Erst war ich sehr in Nöten, weil ich nicht portugiesisch kann; zum Glück brachte ich bald heraus, daß sie französisch plappert. Ja —" ich blies eine Rauchwolke aus und sah ihr träumerisch nach. Die Wirtstochter war erlogen; spät Abends hatte ich noch in einem vollbesetzten Hotel ein Zimmerlein aufgetrieben mit einer elenden Falle von Bett und war während der Nacht von allerlei Getier fast verzehrt worden.

Nach einer kleinen Pause sagte die Polin:

„Sie sind ein böser Mensch!" und das Wort „böser" klang mit anmutigem Nachdruck, durchaus nicht böse hervor, dann stieg sie das Treppchen hinauf und verschwand in ihrem Lattenverschlag.

Sie that mir wieder leid; aber ich konnte

ihr nicht helfen. Es giebt Zeiten, da kann ich es nicht vertragen, daß man sich um mich kümmert, gleichviel: wer, und möchte bei jedem Versuch um mich schlagen. Seit diesem Abend währte nun eine Unsicherheit in meinem Benehmen, die sich häufig mit Sticheleien und faulen Witzen half, sodaß ich oft im Ernst wieder gut zu machen suchte, was ich im Scherz gebost hatte, und das war das Schlimmste! — —

Als ich nun das Mädchen mich anstarren sah, überlegte ich einen Moment, dann stand ich träg auf, gähnte, reckte mich, brummte vor mich hin:

„Man wird verdammt faul bei diesem Leben!“ und trollte, ohne das Mädchen anzusehen, fort, an den Strand, kletterte über rauhe, scharfe Muschelfelsen an meinen schwer zugänglichen Badeplatz, legte mich in das laue Wasser, dachte an den Professor und beobachtete dabei, wie der flammende Widerschein der Sonne auf der blauen See langsam, langsam, als sei er ein riesiger von mir ausgehender Uhrzeiger, weiterrückte, am fernen gegenüberliegenden Ufer von einem Berg zum andern.

In der Nacht kam wieder ein starker Regen, den der Wind in die Halle hereintrieb, so daß ich

meinen Platz an der Säule aufgeben mußte und mich für den Rest der Nacht auf den langen schmalen Tisch legte. Als ich mich nach einer Weile noch einmal hin- und herdrehte, sprach es von der Wand her:

„Sie werden noch herunterfallen, Sie leichtsinniger Mensch, Sie!“

„Ein Glück, daß Sie in der Nähe sind!“ brummte ich. „Hüten Sie das Kind ja gut! ich mache Sie verantwortlich dafür.“

Gegen Mittag des anderen Tages war es im Haus drinnen ungewöhnlich laut. Als ich nachsah, fand ich den einen Saal voll Menschen und von den Pritschen, die in zwei Lagen über einander angebracht sind, reckten sich die verschlafenen Leute träg auf, um zu schauen und zu horchen; in der Mitte stand der Prager Schuster mit Weib und Kind und Kegel und schimpfte. Als er mich kommen sah, fing er von vorn an und erzählte, ein Vendist aus einem unfernen Ort habe ihn überreden wollen, sich dort als Schuster niederzulassen; er sei nun mit ihm gefahren, um sich die Gelegenheit anzusehen. Aber da wäre er ja schön hineingefallen! Das sei ja ein kleines Drecknest! Und

ein Häuslein hätten sie ihm gewiesen, das er mieten könnte, — eine elende Bretterbude, die daheim in Oesterreich für einen Schweinestall zu schlecht wäre! Der ärmste Bettler drüben würde sich für so ein Loch bedanken! Er habe es dem Kerl, dem Vendisten aber gesagt! So eine Gemeinheit! — Das Weib fiel ein und schimpfte dazwischen, sie sei aus einer guten Familie und sei das nicht gewohnt! Und die Reise und das Immigrantenhaus seien schon mehr als genug Elend! sie habe sich das anders vorgestellt!

„Wohin haben Sie denn ein Billet genommen? fragte plötzlich die Stimme des Professors, „ins Schlaraffenland oder nach Brasilien? Nach Brasilien?! Gut! dann müßt Ihr es nehmen, wie es hier im Urwald ist, und das Maul halten! Hier muß jeder sein Haus selber bauen! schenken wird ihm Keiner eines! Und Bettler giebt's bei uns nicht! Bei uns giebt's Arbeit! Wenn Euch das Häuslein zu schlecht war — da ist ja eine Frau mit Mannskräften und fünf brauchbare Kinder, die könnten ja, während Sie schustern, Haus und Garten binnen acht Tagen in ein Paradies verwandeln! Seid Ihr in Prag auf Daunen gelegen? Dann hättet Ihr bleiben sollen! Aber Ihr kommt

hierher, weil es Euch drüben zu schlecht ging, und ehe Ihr nur einen Finger geregt habt, wollt Ihr anfangen, über dieses Land, von dem Ihr eine glücklichere Zukunft erwartet, zu schimpfen! Ist das Anstand? Seid Ihr eine Rotte entlaufener Armenhäusler, die nichts verstehen als zu maulen, oder seid Ihr Menschen, die arbeiten können und wollen? Zum Teufel! spuckt in die Hände und faßt an, wo anzufassen ist! und wenn Ihr Euch erst einmal ein halb Jahr getummelt habt, daß Euch das Hirnwasser kocht, dann habt Ihr ein Recht, das Maul aufzuthun."

Er stand vereinzelt; die Nächststehenden hatten sich etwas zurückgezogen und einen Kreis um ihn freigelassen. Er war blaß vor Zorn, die Augen brannten aus den etwas entzündeten Lidern hervor, die rechte Hand war krampfhaft um den Zipfel seines Rockes geballt.

Der Schuster zog sich zurück und machte sich an einem Korbe zu schaffen, das Weib nahm den Säugling an die Brust und die meisten Zuhörer verschwanden. Der Pfälzer nickte und rief:

„Gelt, jetzt hab Ihr einmal Euer Fett! Habt's schon lang verdient! — Was die mich schon gefuchst haben!"

Ich begrüßte den Professor und wir traten hinaus. Da kam der Pfälzer nach und sagte:

„Die sind die Rechten! Kommt der vorgestern und zeigt mir eine schwere goldene Uhrkette, der Schuster, — und sagt, in der Stadt drüben hätt ihm Einer hundert Milreis geboten; was ich meinte, ob er sie hergeben sollte, sie sei hier schon so viel wert. Ich sage: „Gieb sie nur hin! Hundert Milreis hast ja dann sicher verdient!“ und was meinen Sie, daß er gesagt hat? — Nichts, der Hallunk! Die Kette ist ja doppelt so viel wert.“

Der Professor schüttelte den Kopf:

„Daß der Mann sich das sagen ließ, beweist noch nichts; denn Sie sind der Stärkere! Vielleicht haben Sie Recht, vielleicht aber auch nicht. Jedenfalls soll man dergleichen unbeweisbare Vermutungen bei sich behalten und nie leichtsinniger Weise einem Menschen sein Selbstbewußtsein, seine Selbstachtung antasten. Schon Manchen hat ein unverdienter Schimpf erst zu schimpflichen Dingen verleitet! Sie scheinen mir ja sonst kein übler Kerl zu sein; aber merken Sie sich das!“

„Sie han Recht, Herr Parrer!“ sagte der Pfälzer nachdenklich. „Sie han Recht! Die Kränk will ich kriegen — — wenn ich mirs nicht merke!

— — Aber — — geschenkt gekriegt hat er die Kette nicht!“ Er blieb zurück, während wir beide zum Strand hinunter und dann die Straße nach rechts gingen, ohne recht ins Gespräch zu kommen. Als unser Weg in die Kaffeewäldchen hineinführte, aus deren struppiger Kahlheit über Nacht die zarteste, weiße Blütenpracht hervorgezaubert worden war, blieb der Professor stehen, bog einen tropfenfunkelnden Blütenzweig herab und sagte:

„Sehen Sie! Als Sie kamen war Alles trostlos dürr und, noch Blüten an den Sträuchern zu sehen, hätten Sie sich doch nicht träumen lassen — und nun zwei Nächte Regen und Alles quillt über von Blüten und der süßeste Duft schwimmt durch die Welt! Das Naturphänomen hat mich nie so ergriffen, zu einfach willenloser Andacht gezwungen wie hier immer und immer wieder! Es sind Viele dort im Immigrantenhaus, die dürr und zum Verbrennen gut scheinen — Wer weiß, ob nicht ein Tropenwetter genügt, um ihnen verborgene Augen aufgehen zu lassen! Oft möchte man freilich mit glühenden Eisenstangen dreinhauen!“

Dann gingen wir lange schweigsam dahin. Manchmal sah er mich mit prüfendem Blick kurz von der Seite an, und je länger wir mit einander

wanderten, umso bestimmter wurde mein Gefühl, daß er ein Anliegen an mich habe, sich aber noch nicht zum Sprechen entschließen könne. So gespannt ich war, ich versuchte nicht, ihm entgegen zukommen und wir trennten uns nach zwei Stunden wieder. Ich sah ihm nach: erst lief er eiligen Schrittes in strammer Haltung, daß man denken konnte, er habe sich verspätet; allmählich wurden seine Schritte kleiner und langsamer, er ließ den Kopf hängen und achtete so wenig auf den Weg, daß er plötzlich vor einem Kind zurückprallte, das er fast umgestoßen hätte; er beugte sich zu ihm nieder und streichelte ihm die Wange, dann ging er langsam weiter die Straße hinauf. Als ich ihn nicht mehr sah, schüttelte ich den Kopf und brummte:

„Der Mann läßt mir keine Ruh!“ und kletterte in ärgerlicher Hast den weglosen, nachgiebigen Hügel gerade empor zum Immigrantenhaus. Er hatte mir zu viel von sich erzählt, mich sehen und ahnen lassen, als daß ich mich damit hätte begnügen können. Und so grübelte und grübelte ich ohne rechten Anhalt nach.

Es war um vier Uhr, um die zweite Essensstunde; das Volk stand mit den Eßgeräten im Hof

und wartete, daß der Küchenfensterladen aufginge. Ich gesellte mich zu meinen Landsleuten.

„Wie lang bleibt der Bornhäuser hier?“ fragte der Pfälzer.

„Welcher Bornhäuser?“ fragte ich dagegen.

„Der Professor! der Herr Parrer!“ erklärte er mir, er habe den Namen in der Venda gehört.

Da fiel mir erst auf, daß ich nicht einmal seinen Namen gewußt hatte, und ich mußte kurz hinaus lachen. Das bezog der Pfälzer auf sich und rief gereizt:

„Wenn Sie es nicht glauben wollen — drunten auf der Schuppenwand steht sein Namen, krottenbreit, von ihm selber geschrieben!“

„Wo?“ Ich drehte mich schon zum Gehen.

„Wenn Sie hinunterkommen, an der linken Wand, gegen den Bach hin.“

Ich rannte mit der Schüssel und dem Löffel in der Hand hinunter zum Holzschuppen, in dem das Gepäck der Einwanderer verwahrt wurde. Ich suchte hastig, als wäre die wichtigste Entdeckung zu machen, und fand auch endlich:

Hans Bornhäuser,
ci-devant
Rektor in Dingskirchen.

Rektor Bornhäuser — hatte ich den Namen schon gehört? oder erschien er mir nur darum bekannt, weil ich schon zwei Tage lang mit dem Träger umging? Rektor? einer Volks- oder Mädchenschule? Theologen nimmt man gewöhnlich zu letzteren: also Rektor einer Mädchenschule! Sapristi! warum ist er denn nicht Rektor der Mädchenschule in Dingskirchen geblieben? Und verheiratet war er als solcher auch! und als Theologe hat er Kinder gehabt, ein Bäckerdutzend mindestens! Was ist das?!

Ich sah wieder die Inschrift an, als müßten mir die großen, energischen Züge, die mich an Schillers Handschrift gemahnten, doch noch etwas verraten. Ci-devant — wie war dem zu Mute, der das schrieb? jetzt würde er sich nicht mehr so leichtfüßig ausdrücken! freilich in vier ernsten Jahren kann man schon die Tanzlust verlieren! aber es wollte mir doch nicht recht zu ihm passen. Ich las noch viele von den deutschen und welschen Namen und Versen, als müßt ich doch noch genauere Auskunft bekommen — dann ließ ich mir droben meine Ration geben und aß sie langsam und mit Verstand; aber es nützte nichts.

Nachher stieg ich hinauf zum Brunnen, fand

aber keine Ruhe, ging des Weges weiter und kam jenseits des Bergrückens in weites Hügelland, in dem Wälder und allerlei Pflanzungen abwechselten und hier und da an kleinen Bächlein zwischen Bambus- und Bananengebüsch kleine Gehöfte lagen. Die Sonne stand schon schräg, aber von der See war hier so wenig mehr zu spüren wie zu sehen und die unbekämpfte Glut eines wolkenlosen Sommersonnentages umdrängte mich fürchterlich — dazu quälte sich mein bedauerliches Hirn ungeduldig ab, sich auf die Vergangenheit des Herrn Rektors Bornhäuser aus Dingskirchen zu besinnen, und nur selten schaute ich versonnen auf und übers Land hin. Erst mit der rasch aufsteigenden Dunkelheit kehrte ich zurück und glaubte mich nun allerdings zu erinnern, daß während meiner Studentenzeit einmal irgend eine dumme Teufelei eines Mädchenschullehrers durch die Zeitungen gegangen sei. Aber was für eine? Man kümmerte sich damals halt zu viel um Bierzeitungen uud Bierskandäler! und Alles rächt sich!

Als es Nacht war und langsam der Schlaf nahen wollte, folgte ich doch noch wie jeden Abend der Strömung, die alle Immigranten in dem von den Italienern bewohnten Teile des Hauses ver-

einigte. Eine gemeine Erdöllampe mit messingenem Reflector, die an einem Pfeiler hing, suchte mit ihrem gelben Schein das Dunkel des Raumes zu durchdringen: die gleich den Hängematten im Zwischendeck und den Betten in der Kaserne über einander gezimmerten Schragen bedeckten mit ihren Schlagschatten dunkle Tiefen, in denen erst nach einiger Zeit träge Bewegung unbestimmter Körper zu unterscheiden war. Alles lag und saß voll, auf dem Platz in der Mitte drängte sich die Menge Kopf an Kopf und schaute murmelnd durch den trübgoldenen Staub und Dunst hinauf zum oberen Schragen, wo sich, der Lampe gerade gegenüber, ein etwa achtzehnjähriger Bursch bereit stellte, mit dem Hemdärmel die glänzend schwarzen Locken aus der Stirne strich, die lebendigen Augen zuwartend über die Menge streifen ließ und, da es nun mäuschenstill wurde, zu reden anfing. Außer den ersten Worten und einigen besonders hervorgehobenen Phrasen ward mir nichts davon bewußt, da ich mich ganz in den Genuß seines kräftigen raschen Mienenspiels, seiner leidenschaftlich ausdrucksvollen, im besten Sinne theatralischen Gesten seiner in Grimm aufzuckenden, in freudiger Begeisterung strahlenden, in Wonne und Wollust fast

verglimmenden Augen verlor. Jeden Abend war es dieselbe Rede von Freundschaft, Freiheit und Vaterland, dieselbe in der eigenen Erregbarkeit und Ausdrucksfähigkeit, im Wohlklang der eigenen Stimme schwelgende Begeisterung, jeden Abend staunte ich aufs Neue diese vollendete Schönheit an und sagte mir, daß ich so etwas nie mehr würde zu sehen bekommen.

Als er fertig war und sich mit triefender Stirn verneigte, bebte das Haus von Zuruf, Klatschen und Gestampf und wurde nicht still, bis ein Anderer oben stand und eine Deklamation zum Besten gab, die nach jener Leistung allerdings abfallen mußte, aber den Beifall, der ja nie fehlte, doch reichlich verdiente.

Nun bestieg ein Trottel, durch den immer dichteren Staub und Dunst nur noch als mißgestalter Schatten sichtbar, die Empore, um die Abendandacht zu leiten. Von Rio an hatte ich ihn auf dem Dampfer, wo wir Mann an Mann auf dem Verdeck lagerten, zum Nachbarn gehabt, drei Schritte vor mir hockte er den geschlagenen, lieben, langen Tag hindurch in derselben Stellung neben dem Mast: wie ein Affe hatte er die Füße an sich gezogen, daß rechts und links die Kniee

in die Höhe standen, zwischen denen sich der Körper mit rundem Rücken und hängendem Kopf weit vorneigte und die Hände an den langen, schlaffen Armen nervös mit einander auf dem Boden spielten. Manchmal schaute er mich wohl eine halbe Stunde lang unverwandt mit demselben blöden Grinsen an. Er hatte einst eine größere Wallfahrt mitgemacht und genoß darum bei seinen Landsleuten einiges Ansehen in geistlichen Dingen. Als ich ihn nun emporklettern sah, wandte ich mich, um das Weitere draußen anzuhören; an der Thüre traf ich den Professor, der sich mir anschloß und mit mir auf meinem Koffer Platz nahm. Die ganze Vorhalle war leer, still und dunkel, nur am andern Ende quoll aus den Fenstern des Italienersaales ein elender, trüber Schimmer. Der Kretine leierte unter ewigem Verschlucken, Ueberhaspeln und Steckenbleiben eine unverständliche Litanei herunter, dann sang er vor und die Gemeinde sang nach. Zuerst ein fürchterliches, vor Mühe und Not umschlagendes Lallen der Unmündigkeit, wie die im Wasser erstickenden Gurgellaute des Ertrinkenden, oft wie wenn ein Hund heult beim Glockenläuten, quälend wie ein Lärm im Irrenhaus, — und dann darüber hin die monotone, dröhnende Woge des

allgemeinen Gesanges, als wollte sie die unheimliche Stimme begraben, — und wieder der Sang des Hirten, drohend und ängstigend zugleich, und wieder die Gemeinde, bis endlich, endlich das Ganze ausklang in den unzählige Male und immer wieder vor- und nachgesungenen Worten: „Ara pro nave!“ deren dumpfe Melodie recht aus der Unterwelt zu kommen schien und sich mir wie ein unabwälzbarer Jammer auf die Brust legte.

„Ora pro nobis!“ wiederholte am Schluß der Professor halblaut, mit unsicherer Stimme und seufzte; dann aber richtete er sich rasch und heftig auf und sagte nach einer Pause:

„Dort drinn hab ich vor vier Jahren einen protestantischen Gottesdienst gehalten. Es waren viele Deutsche — — Gott! was für ein Volk! Was aus Allen geworden sein mag! — — es war eine Menge Deutscher damals und es war wirklich schön. Und wie die Italiener und Portugiesen horchten, als „Ein' feste Burg“ erdröhnte! Sie sprachen tagelang davon. Ja — das war eine Freude!“ er seufzte tief und schwieg und schaute in den matten Lichtschein des fernen Fensters. Ich sagte nichts.

Als nun die Andern, die unter dem Säulen-

vorbau nächtigten, herausströmten, stand der Professor auf und zog mich mit nach dem Platz vor dem Haus. Der Mond stand schon hoch und leuchtete über die dunstigen Berge und die glitzerige Wasserfläche herüber, unruhig rieselte sein Schein über die im Nachtwinde wehenden Wedel der Palmen, warf die Schatten der Bäume lang über den weißen Sand des Platzes und an die grell beschienene Hauswand. Wir gingen hin und her und unser Beider Schatten verschmolzen bald rechts, bald links von uns zu einer einzigen fratzenhaften Mißgestalt, deren Bewegungen ich neugierig zusah; einmal blieb ich einen Schritt zurück, um die beiden Schatten klar getrennt zu sehen, da hielt auch er an, schaute übers Wasser hin und wandte sich zu mir:

„Sie! Hätten Sie Lust, Schulmeister zu werden? Kein glänzendes, aber ein schönes Dasein! Nicht weit von mir wäre schon längst einer am Platze. Stundenweit kommen jetzt die Kinder zu mir, und viele bleiben zu Haus und lernen gar nichts. Was meinen Sie? Gehen Sie einmal mit und sehen sich die Sache an! Vielleicht gefällt es Ihnen. Mich — mich würde es freuen!“

Wir schritten wieder einmal hin und zurück, dann sagte ich:

„Schulmeister? Vorgehabt hab ich das eigentlich nicht; aber seinen Reiz hat es. In fünf oder sechs Tagen kann ich ja wieder zurück sein, nicht wahr? Ich will Ihnen nichts weißmachen: ich glaube nicht, daß ich bleiben werde; aber wer kann wissen, was ihn verlockt! Wenn es Ihnen auch bei diesen schwachen Aussichten recht ist, so will ich mitkommen. Wann?"

„Da ich erst Pferde auftreiben muß, frühestens morgen Nachmittag; zu Fuß, wie ich gekommen bin, würde es zu lange dauern. Ich bring Ihnen morgen Vormittag Bescheid."

Wir besprachen noch Einiges, dann begleitete ich ihn bis zur Höhe des Weges und, als ich durch die helle Nacht zurückschritt, ging ich leicht, freudig und ungeduldig, als hätte ich etwas Liebes erlebt. Plötzlich sagte es neben mir:

„Gut Nakt!" und vom Rand der Straße erhob sich Einer, dessen schwarzer Kopf und schwarze Hände und Füße unheimlich aus dem weißen Hemd und der weißen Hose hervorlangten. Er lachte mit dem blanken Gebiß und den schimmernden Augäpfeln und sagte:

„Tabak! Tabak! Bitt!"

Ich griff in die Tasche, fand aber nichts und

sagte, er möchte warten, ich wollte ihm bringen. Er verstand mich nicht, da er nur ein paar Bettelworte in der deutschen Sprache kannte. Ich half mit Gesten und portugiesischen Brocken und eilte hinauf zu meinem Gepäck. Alles lag still, durch das Haus und die Halle tönte seltsam ernst und schwer das Schnarchen und der tiefe Atem des Schlafes. Da ich noch zu aufgeregt war, ging ich mit dem Schwarzen an's Ende der etwa hundertfünfzig Schritte in die See hinausgebauten Landungsbrücke, wo wir uns niedersetzten, die Beine überm Wasser baumeln ließen, Cigaretten drehten und rauchten.

Links herüber von der Stadt und den Schiffen im Hafen glühten ein paar Lichter, grade auf uns zu über das dunkle Wasser her wimmelte das Silber des Mondscheines und rechts stieg die schwarze Silhouette der Halbinsel mit dem Haus des Directors, mit Buschwerk und ragenden Palmen in den hellen Himmel. Mir wurde seltsam wohl in dieser wildfremden nächtlichen Gesellschaft, bei diesem menschlichen Wesen, dem ich mit einer Hand voll Tabak sein höchstes Menschenrecht gewähren konnte; bald legte ich mich behaglich auf den Rücken, sah zu den wenigen Sternen empor, und

langsam richteten sich nun andere Gedanken aus ihrer verscheuchten Stille auf — —

Andern Vormittags kam der Professor, der nur mit Mühe ein paar erträgliche Gäule aufgetrieben hatte, und setzte unsere Abreise auf den späten Nachmittag fest, so daß wir am Abend des folgenden Tages, falls nichts dazwischen kam, an unserem Ziele sein konnten. Dann führte er mich zur nahgelegenen Venda eines Portugiesen, wo immer viel Auswanderer herumstanden und Schnaps tranken oder lüstern nach den Flaschen und Gläsern der Andern schauten, ließ sich eine Flasche Tinto, Rotwein, geben und sprach:

„Es gehört sich doch für alte Studenten, wo sie sich auch treffen, daß sie eins leeren im Andenken an versunkene Zeit — — Raum und Causalität!“ Wir tranken, der rote Portugieser schmeckte echt und ehrlich; wir standen lange, die Gläser in der Hand, ans Haus gelehnt und schauten nach Norden, wo das scheinbar enge Eingangsthor zu der Bucht klar in der Sonne stand, und erinnerten einander daran, wie bei der frohen Einfahrt vor einigen Tagen und vor einigen Jahren, die beiderseitigen Uferberge sich hinter uns

mehr und mehr zusammenschoben, je näher wir der Hafenstadt kamen, und er sagte, es habe ihm gefallen, daß dieses Thor sich nicht ganz habe schließen wollen; wer den Weg, den er gekommen, nicht mehr sehen könne oder möge, der habe sich verirrt.

Nach der Vormittagsmahlzeit fühlte ich mich infolge der halbdurchwachten Nacht müde und beschloß im Schatten der stillen Vorhalle einen Schlaf zu versuchen. Zuvor richtete ich den Inhalt meines Ränzels zurecht und packte meinen Koffer, den ich der Obhut des Directors übergeben wollte. Wie ich in meinen Sachen wühlte, kam mir eine Schachtel in die Hand, die mir unbekannt war und kleine Schokoladetäflein enthielt. Meine Schwester hatte sie mir wohl noch zur Ueberraschung hineingeschmuggelt. Ich überlegte, ob ich sie wieder einpacken sollte, da hörte ich ein Geräusch und sah die kleine Polin drüben auf ihrem Klappstühlchen sitzen. Ich hatte sie seit dem vorletzten Abend nicht mehr beachtet. Nun trat ich mit der Schachtel zu ihr und sagte:

„Sie kommen mir wie gerufen. Ich bin so oft grob und bitter gegen Sie gewesen, nun kann

ich Ihnen auch einmal etwas Süßes zu schlucken geben und mir für ein etwas besseres Andenken sorgen." Ich gab ihr die Schachtel, sie sah mich erstaunt an, da fuhr ich fort:

„Ich reite nämlich heute Nachmittag mit dem Professor Bornhäuser weg, und es ist schon möglich, daß wir zwei einander nicht mehr sehen. Geben Sie mir Ihre Hand und leben Sie wohl, treffen Sie es gut — — es wird Ihnen gewiß gut gehen!"

Sie war wortlos und fing stark zu blinzeln an, da setzte ich schnell hinzu:

„Und jetzt, bitte, geben Sie mir auch noch ein Stück von dem Inhalt ab! Deutsche Schokolade wird mir so bald nicht wieder auf die Zunge kommen."

Sie streckte mir die Schachtel her, aber ich sagte:

„Machen Sie mir's gleich mundgerecht und sich auch eines! Dann wollen wir als gute Reisekameraden wenn auch nicht Abschied trinken, so doch Abschied essen!"

Sie befreite zwei Täflein vom Staniol und gab mir eines; ich steckte es ihr in den Mund und sie mir darauf mit wehem Lächeln das ihrige.

„Also," sagte ich noch, „machen Sie es gut und halten Sie sich tapfer! Ich muß jetzt noch ein Bißchen ruhen." Ich schüttelte ihr die willenlose Hand, ließ sie und legte mich der Länge nach über meinen Koffer und die danebenstehende Kiste.

Nach einiger Zeit hörte ich leise Schritte sich entfernen. Dann schwamm ich in dem leisen Halbschlaf, in dem man bald tiefer versinkt und von raschen Träumen umflossen wird, bald wieder höher auftaucht und das Geträumte halb bewußt weiter spinnt. Ich war trotz der Mattigkeit zu erregt, um schlafen zu können, und der Professor verließ mich nicht. Aber ich wollte es zwingen und regte mich nicht und lag lange — — — Da hörte ich auf einmal wieder im Gang die leichten Schritte. Ich öffnete nur halb die Lider: die Polin trat über die Schwelle, spähte vorsichtig nach rechts und links; ihre Hand schien etwas unter der Schürze zu verbergen. Ich wollte nichts mit ihr reden und blieb wie schlafend liegen. Dann kamen langsame Schritte auf den Zehen, sie stand vor mir still, eine ganze Weile. Ich dachte: ist das eine widerwärtige Komödie! mach ich die Augen auf, so geht's wieder los; laß ich sie zu, so muß ich mir das Unausstehliche gefallen lassen! — Fast hätte

ich hinausgelacht. Da fühlte ich, daß sie mir sacht etwas auf die Brust legte, das roch so süß und zart, ich sog unwillkürlich den Duft tief ein; dann that ich die Augen auf und sah einen großen Strauß von Kaffee- und Citronenblütenzweigen. Ich schaute das Mädchen an, es stand erschrocken da mit schwimmenden Augen, eine Zeit lang hörte ich nichts als ihren Atem. Endlich sagte ich lächelnd:

„Aber ein schönes Totenbouquet haben Sie mir gebracht! Das ist recht!"

Da schluchzte sie laut auf und deckte ihr Gesicht mit den Händen und lief davon.

Zu schlafen gelang mir nun erst recht nicht mehr, und ich hätte klüger gethan, aufzuspringen und mich auszulaufen, anstatt liegen zu bleiben, und Beschämung und Aerger zu einer nervösen Wut über mich und Alles, was mir in den Sinn kam, sich auswachsen zu lassen. Als ich mich zur bestimmten Stunde beim Professor einfand, sah ich so grimmig drein, daß er mich fragte, ob mir mein Entschluß leid geworden sei.

„Ganz im Gegenteil!" rief ich. „Das ist nur mein Unternehmungsgesicht! Los!" Ich stieg frech auf den Gaul, einen kleinen dickbauchigen Rotschimmel, der sich aber als wackeren Traber

auswies, und wunderte mich gar nicht, daß ich gleich fest saß und sitzen blieb. Nach einigen kurzen Bemerkungen ritten wir stumm dahin; der Professor mochte wohl durch meine Stimmung beeinflußt sein. Die Straße zog sich lange durch baumloses Land, in Staub und Hitze dahin; ich spürte es kaum. Mit der Zeit fühlte ich eine Unbequemlichkeit und erkannte, daß meine Steigbügel für meine langen Beine zu kurz geschnallt waren, und wollte absteigen; aber das Pferd hielt auf meinen Zügelruck nicht an, sondern machte kurze Schritte und drehte sich im Kreis herum. Wie es endlich einmal stillstand, sprang ich hurtig ab und machte die Riemen länger. Als ich wieder oben saß, wollte ich das Pferd herumlenken, denn es schaute nach der Richtung, woher wir kamen; aber wieder tänzelte es eigensinnig, schüttelte den Kopf und schnob.

„Was ist denn mit Ihrem Gaul?“ fragte der Professor.

„Wenn ich's nur wüßte!“ lachte ich, „die Bestie gehorcht nicht,“ und riß wieder energisch am rechten Zügel. Da lachte mein Gefährte hinaus und rief:

„Sie lenken ja wie ein Fuhrmann! Ein Wunder, daß er Sie noch nicht abgeschmissen hat!“

„Sie dachten wohl, ich könnte reiten? Keine Spur! Noch nie auf einem Reitgaul gesessen!“

Nun gab er mir Unterricht in der Zügelführung und ich machte allerhand kleine Manöver. Dann sagte er:

„Wenn Sie mit demselben Leichtsinn statt einen halbcultivierten Campgaul ein europäisches Reitpferd bestiegen hätten, so hätte es Ihnen bös gehen können! Warum haben Sie es auch nicht vorher gesagt?!“

„Hm — Laune!“ sagte ich. „War übrigens drauf gefaßt, abzufliegen. Kutschieren kann ich, drum lenkte ich auch wie ein Fuhrmann.“

„Darum!“

Dann schwiegen wir eine gute Weile. Das gefiel mir nicht, weil ich fürchtete, er schöbe es meiner Mißstimmung zu, und ich wollte kein trübsäliger Reisekamerad sein; so knüpfte ich denn wieder an und plauderte drauf los:

„Auf dem Roß gesessen bin ich seit meinem zehnten Jahre nicht mehr, und vorher waren es nur des Nachbar Maurermeisters Klepper, die ich in die Schwemme und heim ritt; die wußten Alles selbst und kümmerten sich nicht um Zaum und Zügel, man konnte zerren, so viel man wollte.

Gute Tiere! einmal bin ich sogar auf einem während dem Lauf eingeschlafen. Kutschieren hab ich aber später in der richtigen Schule gelernt. Mein Lebensideal war nämlich, nachdem der Kapellmeister, unter dem ich mir doch nichts Rechtes denken konnte, in Ungnade gefallen war, der Droschkenkutscher und später, als ich schon auf der Quinta saß, wirkte es noch so mächtig, daß ich mit allen Droschkenkutschern der Stadt Freundschaft schloß. Wenn ich auf dem Schulweg keinen Kameraden oder Feind traf, mit dem ich mir die Zeit hätte verkürzen können, so lauerte ich auf eine Droschke, und selbst wenn sie geladen hatten, hielten die biederen Brüder meistens an, ließen mich auf den Bock steigen und vertrauten die Leitung meiner Hand an. Es freute sie wohl, daß Einer, der in die Lateinschule ging, etwas auf sie gab, und dann unterhielt ich sie auch mit allerlei Schulpossen, moquierte mich über die Lehrer und war damals überhaupt eine lustige Haut. Einer steckte mich sogar einmal bei wüstem Regenwetter zu einer Dame, die er zur Bahn bringen mußte, in den Kasten hinein; ich höre noch, wie er ganz gemütlich zu ihr sagte: „Sie haben doch nichts dagegen? Das Büble ist so schon tropfnaß!“ Sie war so erstaunt, daß sie erst, als der Wagen schon

wieder lief, mich fragte: ob ich denn dem Kutscher gehörte. Ich lachte sie aus und sagte stolz, ich sei Quintaner und sei nur gut mit dem Droschkenkutscher, er ließe mich immer kutschieren. Da lachte sie vergnügt mit und fragte mich nach dem Namen, machte ihre Reisetasche auf und gab mir Schokoladebohnen, die mit Likör gefüllt waren. — Item, daher versteh ich zu kutschieren."

Der Professor ging nicht auf das Gespräch ein, ritt in sich gekehrt dahin; da schwieg ich auch und meine Stimmung verdunkelte sich rasch wieder. So achtete ich fast nicht mehr auf den Weg, der sich in schwacher Neigung um die vielen Vorsprünge des Gebirges hinschlängelte und uns, bald durch Bergschatten, bald durch grelles Licht der sinkenden Sonne allmählich ins Gebirge hineinführte.

Je länger das Schweigen anhielt, um so schlimmer wurde es mit mir! Gerade wie wenn wir Beide vor der Reise miteinander gehadert und getrutzt, und ich dann, um einzulenken, gemütlich zu plaudern begonnen hätte, ohne Erwiderung zu finden, nahm ich es ihm jetzt übel, daß er in meinen Ton nicht eingestimmt hatte, fühlte mich zurückgewiesen, beleidigt und hielt im Dahinreiten allerlei Selbstgespräche, die tüchtig und schonungslos

auf ihn einhieben, die von dem Anlaß immer weiter abkamen, sein rätselhaftes Dasein wieder aufgriffen und sich in allerhand bösen Erfindungen, in Verletzungen und Verhöhnungen ergingen. Ich wußte jetzt ganz genau, woran ich mit ihm war! Wurde mir die Lächerlichkeit und Verwerflichkeit meines Gedankentreibens einmal bewußt, so genügte ein Blick auf das abgekehrte Schweigen meines Gefährten, um mich von Neuem aufzubringen. Meine Gereiztheit nahm so überhand, daß ich zitternd auf dem Gaul saß und einmal dachte: warum lang ich mir ihn nicht aus dem Sattel und zwing ihn zur Rechenschaft?! Wir ringen, wir wälzen uns, fahren einander an die Kehle und in die Nasenlöcher, bald ist er oben, bald ist er unten, schließlich bin ich doch der Gewandtere, zwinge ihn, kniee ihm schwer auf die Brust und schreie: „Kerl jetzt sprich! oder es hat gespukt!“ Dies Wegelagererbild kam mir doch auch wieder zu albern vor und ich mußte lachen, laut und bitter hinauslachen. Erschreckt sah ich nach ihm hin, als müßte er meine Gedanken an diesem Ton erkannt haben, und war auf Alles gefaßt. Er sah mich aber erst nach einer Pause kurz an und sagte dann:

„Ja, ja! die Unruhe! das unruhige Blut!

nicht wahr, da trabt man auf geborgten Pferden durch den brasilianischen Urwald — was könnte drüben sein!“ Er sprach in ruhigem, nachdenklichem Ton und schaute vor sich auf den dämmerigen Weg; mir aber fuhr hastig, unversehens wie aus einer Spritze, der Hohn aus dem Mund:

„Unruhe? Unruhe? meinen Sie sich? Wanderlust Vers neunundneunzig:

Nach Brasilien, nach Brasilien,
Alter, thu das Moos bewilligen!?

zum Deihenker! ich habe doch vor vier Jahren auch schon gelebt! — Unruhe!“ Dazu lachte ich klanglos hinaus.

Er schrak nicht zusammen, er schaute mich nicht an, nur das Blut wich aus dem starren Gesicht, daß sein Profil leuchtend aus dem dunklen Bart und dem schwarzen Hut hervortrat, er sah fest geradeaus. Klatschend traf seine Peitsche dreimal das Tier, daß es mit aller Kraft losjagte. Da peitschte ich das meinige auch und trieb ihm die Absätze in die Flanken, und dicht an einander, mein Knie hinter seiner Kniekehle, rasten wir Beide weiter.

Die Dunkelheit wuchs rasch; aber so schwach ich mich an den bisherigen Weg erinnern kann, so

genau ist mir Alles im Gedächtnis, was ich während dieses atemlosen Rittes sah und hörte. Rechts gegen den rauschenden Bach hinab Kaffeepflanzungen, ähnlich einer undichten Tannenschonung, links ging der Berg langsam hinan, erst mit Gestrüpp, dann mit Urwald bewachsen, der manchmal vor einer Wegbiegung wie eine unheimliche, schwarze Riesenmauer vor uns stand. Die Pferdehufe klappten und klappten, manchmal klatschte ein Hieb und dann noch einer, wie von einer Kupferschmiede klang aus der Tiefe herauf der pochende Ton des Hammerfrosches, dunkelwolkig drückte der Himmel auf die Waldberghöhe vor uns.

Einmal, als er wieder etwas zuvorgekommen war, und ich, ihn einholend, mit dem Knie das seine berührte, fuhr mir durch den Sinn: warum haut er diesem Kerl, der ihm nachgeht wie ein alter Schaden, der sich an ihn hängt, ihn zu berühren wagt, nicht den Peitschenstiel über den Schädel! und ich faßte meine Peitsche fester.

Drei Wegränke umritten wir, der Mond quoll durch dünneren Wolkenflor hindurch, der Hammerfrosch hämmerte zum Verzweifeln, ich schüttelte mich und dachte:

„Pfui Teufel, wie gemein!“ aber ich wich

nicht von seiner Seite. Da hielt er plötzlich das Pferd an und sagte:

„Langsamer! reiten Sie hinter mir! es kommt eine schadhafte Brücke. Lassen Sie das Pferd! es wird schon recht gehen.“ Und er ließ sein Pferd den Weg suchen, ich hinterdrein, und Schritt für Schritt, vorsichtig, mit geneigtem Kopf trotteten die Tiere über die dröhnende Brücke, unter der ein enger Bach zum Fluß hinunterschoß. Der Mondschein wimmelte auf den unruhigen Wellen, dunkle Felsen lagen dazwischen und zu beiden Seiten des Baches hob sich die Nacht des Waldes hoch empor.

Wie ich so hinter ihm herritt, hörte ich mein Herz noch lauter als den Hammerfrosch und ich schämte mich so wild, daß ich mitten auf der Brücke dem Gaul die Peitsche überzog, um den Professor einzuholen; aber das Tier bockte nur in die Höhe und blieb zitternd stehen. Der Professor rief: „Ihnen ist es, scheint's, zu wohl? Nur stät!“

Als ich dann wieder auf der Straße war, ritt ich an seine Seite, zog in höflichem Abstand den Hut nnd sprach:

„Entschuldigen kann ich mich nicht; aber ich schäme mich.“

Da traf mich das heiße Licht seiner Augen

aus dem weißen, schwarzumrahmten Gesicht, er schüttelte langsam den Kopf und sagte dann mit sonderbar ruhiger Stimme:

„Dasselbe hätte ich Ihnen zu sagen!“ und dann nach einer Pause:

„Uebrigens schämen wir uns nun schon lange genug! Das ist unschicklich, da es ja mit ein paar männlichen Worten abgethan ist. Es ist doch lächerlich, daß zwei gescheute und leidlich freie Männer so um einander herumgehen können. — Sie kennen die ganze Geschichte und vertrauten mir doch ohne Bedenken, und ich meinte, ich müßte noch den Schleier vornehmen, um Ihr Vertrauen zu gewinnen! Es ist fast komisch. Verzeihen Sie! doch — daß ich Sie unterschätzte, fällt auf mich zurück und kann Ihnen gleichgiltig sein!“

„Meinen Sie?“ warf ich ein und nun schwieg er wieder eine Zeit lang.

Endlich hub er an:

„Nach der Höhe und Tiefe der allgemeinen Entrüstung, die der Fall damals hervorrief, zu urteilen, müßte er unbegreiflich sein. Aber wohl Keiner von Allen, die das Maul so aufrissen, hatte ein ähnliches Dasein hinter sich!

Meine Mutter wurde von der Güte und Nachsicht der Mitmenschen Frau Bornhäuser genannt, nicht weil sie einen Mann, sondern weil sie einen Sohn hatte. Wenn ich an sie denke, umquillt mich Waschküchendampf und Bügeldunst und -hitze. Solang ich noch nicht zur Schule ging, ließ sie mich wenig aus den Augen und hielt mich vom Umgang mit den Nachbarskindern scheu zurück, als sei ich etwas Besseres; so saß ich denn in einer freien Ecke der dunklen Küche und spielte mit den alten Spielsachen, die sie von Kunden geschenkt bekommen hatte, still vor mich hin. Im Sommer war meine Festzeit: da gingen wir jede Woche bei gutem Wetter einmal vor die Stadt hinaus an den Bach, die Mutter zog und ich schob an dem blaugestrichenen Handwägelein, auf dem die Wäsche lag. Während die Mutter wusch, watete ich mit aufgestreiften Hosen im seichten Wasser herum, ließ Rindenschifflein schwimmen, baute auf einer Sandbank Kanäle und Seeen und Wehre, scheuchte Fische auf und lupfte jeden Stein im Bach, ob ein Krebs darunter sei.

Einen sonnigen Tag brachten wir auch jeweils auf der Bleiche zu, auf einem grasbewachsenen, zum Kauf ausgebotenen Bauplatz unserer

Vorstadt. Mit dem Strickzeug saß die Mutter auf einem freigelassenen Plätzchen inmitten der ausgebreiteten Wäschestücke; diese nannte ich meine Stadt und trippelte auf den schmalen grünen Wegchen zwischen den weißen Häusern geschickt hin und her und freute mich, wenn ich mal einen Hund oder ein Huhn zu verscheuchen hatte. Von Zeit zu Zeit stand die Mutter auf und holte in der Nachbarschaft zwei Gießkannen voll Wasser, um zu gießen; war sie wieder da, so lief auch ich mit meiner kleineren Kanne; ich spielte mit den Blumen, ich rannte mit meiner Kappe den Schmetterlingen nach; ich saß oft lange, lange still neben der Mutter und starrte gebannt auf die Menschenschatten, die draußen am Lattenzaun vorbeihuschten, bis mir wirblig wurde und ein sonderbares Grauen aufstieg; ich schlief im kühlen Gras unter dem blauen Himmel; zum Schönsten aber gehörte das Mittagessen, Brot, Knackwurst und Krautsalat und kalter Milchkaffee. Vor dem Essen standen wir inmitten der Wäsche auf, kehrten die gesenkten Köpfe zusammen und ich mußte wie zu Hause: „Komm Herr Jesu!“ beten; von einer bestimmten Zeit an aber mußte ich niederknieen und die Mutter stellte sich neben mich.

Nur Eines quälte mich auf der Bleiche: daß die

Hinterseiten der Häuser, auf den Bauplatz her, so trübsälig und häßlich aussahen, während die Straßenseiten so rein und frisch glänzten; die Mutter sagte zwar immer, die Hinterseite sehe man nicht, so könne man das teure Geld für den Anstrich sparen; aber mir wollte das nicht einleuchten, ich sah sie doch.

Sonst war mein Dasein recht lichtlos. Die Mutter hatte alle Hände voll zu thun, um uns durchzubringen, und keine Zeit für mich übrig. Ich mußte sie auf fast allen ihren Gängen begleiten, da sie mich nicht gern allein oder bei fremden Leuten ließ; ein atemloses Nebenhertrippeln! Sommers wie Winters mußte ich, seit es mir denkt, am Sonntag zweimal mit in die Kirche; im Winter saß ich oft neben ihr und weinte und wimmerte vor Kälte in mich hinein, ohne daß sie es merkte; daß ich mich in der Kirche nicht mucksen dürfte, wußte ich; die Mutter war streng.

An zwei Abenden in der Woche gingen wir zur Betstunde, die ein pietistischer Schreiner unserer Vorstadt in seiner großen Werkstatt abhielt. Da war ich lieber. Ich schlich hehlings von der Mutter weg, setzte mich neben den glühenden Ofen unter eine Hobelbank und belauerte ängstlich aus dem Dunkel hervor die Mutter, ob sie auch

nicht umschaue und mich vermisse. Einmal schlief ich vor Müdigkeit und Hitze ein und fiel über das unter der Hobelbank herlaufende Brett, auf dem ich kauerte, hin und in Latten und Hobel und dergleichen Gerät hinein; entsetzt wachte ich auf und dachte, der Meister hätte mich schon über dem Knie; aber zu meinem Glück wurde eben gesungen, man merkte es nicht. Der herausfordernd laute und inbrünstige Gesang der meist alten Weiber und der paar Männer gellt mir noch heute in den Ohren.

Als ich in die Jahre kam, wurde ich nicht in die Volksschule, wo ich am Platz gewesen wäre und mich wohl gefühlt haben würde, sondern durch Vermittlung des pietistischen Pfarrers in eine Privatvorschule gethan, wo lauter Herrenbüblein waren. Ich, in den ärmlichen Kleidern, die meine Mutter aus geschenktem, altem Kram zurechtgeschneidert hatte, mit dem unvertilgbaren Waschküchedunst an mir, verschüchtert, ängstlich, an keine Ansprache gewöhnt, aller Kinderspiele unkundig, ich blieb nicht nur links liegen, was ich für natürlich gehalten hätte, ich bekam den Unterschied auch, am Anfang besonders, oft genug zu hören und zu fühlen. Keiner wollte neben mir sitzen; vor dem Lehrer sagten sie es zwar nicht, aber sie rückten immer

möglichst weit von mir weg, räumten mir den sonst sehr beneideten Platz am Ende der Bank ein und hätten mir jedenfalls den Uebernamen „Stinker“ gegeben, wenn ihn nicht schon ein Anderer gehabt hätte. Dafür nannten sie mich „Knieling“. Einer von ihnen wohnte in einem Haus, dessen Hinterseite auf unsere Bleiche schaute, und hatte mich oft gesehen, wie denn überhaupt Alt und Jung in der Nachbarschaft immer darauf gelauert zu haben scheint, daß ich niederkniete und betete. So ging mir dieser Einfall der Mutter, wie auch die Betstunde, der ich noch lange beiwohnen mußte, Jahre lang nach und kostete mich manche heiße Thräne und manche verschluckte Wut. — Der einzige, der mit mir ging, war eben der „Stinker“, aus ähnlichem Grunde gemieden wie ich. Er war ein kleiner schwarzköpfiger Bub mit mächtiger Stirn und tiefliegenden, großen schwarzen Augen, sehr gescheut und lernlustig; darum hatte ihn sein Vater, ein wohlhabender Landwirt und Fuhrmann der Vorstadt, in diese Schule gethan, und für den von ihm ausgehenden Stall- und Heugeruch hatte er den Namen bekommen. Er riß mich zu der einzigen Heldenthat meiner Kinderzeit fort: in den ersten Wochen geriet er infolge der Hänseleien, mit denen

er wie ich gequält wurde, so in Wut, daß er unter die Andern hineinsprang und mit geballten Fäusten sich herumwirbelnd draufschlug, wohin es ging, und ich sprang ihm nach und schlug auch drauf; aber die Andern fielen über uns her, warfen uns zu Boden, prügelten und stauchten uns dermaßen, daß wir froh waren, uns endlich mit unsern Beulen und Mälern in eine Ecke flüchten zu können, und für alle Zeiten genug hatten. Mein Leidensgenosse, der Gottlieb hieß, machte sich weiter nichts daraus; er war in Freiheit aufgewachsen und hatte zu Haus eine große Familie, die ihn liebte und stolz auf ihn war. Er kam still zur Schule, saß still an seinem Platz, wußte Alles, vergaß nichts, was je im Unterricht vorkam, ging still wieder heim und erst in der Vorstadt, im väterlichen Anwesen, im Hof, Scheuer, Stall und Garten wurde er lebendig, ja geradezu wild und herrisch. Wir hielten uns nun immer zusammen, und an einzelnen Tagen, wenn die Mutter unterwegs war und erst später nach Hause kam, ging ich um vier Uhr von der Schule mit ihm nach Hause und bekam wie er ein riesiges Stück Butterbrot, hausgebackenes mit Kartoffelzusatz — in meinem Leben hat mir nichts mehr so gut geschmeckt!

— und eine große Schüssel Kaffee und wenn das vertilgt war, stand wohl der Großvater, der immer in der tiefen Fensternische saß und rauchte und mit den knochigen Fingern auf dem Sims trommelte, langsam auf, ging zum Wandschrank und nahm zwei Aepfel heraus, die er aber hinter dem Rücken verbarg. Er stellte sich oben ans Ende der Stube, rief uns und fragte:

„Habt Ihr Euer Sach gekonnt, Ihr Schulerbuben? habt Ihr Tatzen gekriegt?“ und wenn wir das erste bejaht, das zweite verneint hatten, sagte er:

„So, jetzt lauft! Wer ihn kriegt, dem gehört er;“ und rollte einen Apfel durch die lange Stube. Wir rannten hinterher, Gottlieb aber meist nur zum Schein und ließ mich den Apfel kriegen. Dann lachte der Alte und sagte zu ihm:

„Du dummer Kerl, was laufst nicht? ich hab heut nur einen!“ da lachte Gottlieb auch, ich aber, der keinen Scherz gewohnt war und Alles für Ernst nahm, tröstete ihn:

„Du, der reicht für uns Beide, er ist ja so groß!“ Nun erbarmte sich der Großvater und gab ihm auch einen und sagte:

„Heut ist's aber der letzte; und daß Du mir besser läufst das nächste Mal!“

Dann lehrte mich Gottlieb die Herrlichkeiten von Scheuer und Stall, Schopf, Hühnerhof und Garten kennen, und wenn es regnete, setzten wir uns auf dem duftigen Heuboden in eine weiche Ecke und er erzählte mir oder las mir vor, denn er konnte schon lesen. Ich kannte bisher nur biblische und ein paar moralische Geschichten: nun lernte ich Riesen und Zwerge und Feeen und verzauberte Königstöchter und starke Ritter kennen — und es fing ein neues Leben für mich an; denn wenn ich still zu Hause sitzen mußte, träumte ich von dem, was mir Gottlieb erzählt hatte.

Ich habe in meinem Leben keinen Menschen mehr so lieb gewonnen wie dieses Büblein! Aber nur Frühjahr, Sommer und Herbst dauerte das Glück, das trotz aller Angst und schlechtem Gewissen um so süßer war, als ich es der Mutter zum größten Teil verheimlichte: — im Spätherbst starb Gottlieb, ich glaube, an einer Gehirnkrankheit. Ich besuchte ihn einige Male, so oft ich halt konnte, während er krank war, und berichtete ihm, was in der Schule vorgekommen sei, und er erzählte mir ganz neue Geschichten, die er geträumt hatte. Manchmal durfte ich gar nicht zu ihm. Beim letzten Mal, als ich ihn sehen durfte, brachte ich

ihm einen großen Strauß Wucherblumen mit; daran hatte er so große Freude, daß er sie nicht mehr aus der Hand gab und immer dran roch und sagte, sie dufteten besser als Rosen. Er schenkte mir sein Märchenbuch dafür. Das einzige Buch, das ich aus Europa mitnahm, und aus ihm laß ich nun ab und zu meine Schüler vorlesen.

Als ich das nächste Mal kam, war das Zimmer voll Weihrauchduft, nur der Großvater war da, saß stumm im Lehnstuhl und nickte mir ein paar Mal langsam zu, als wollt er sagen: So ja! So ja! und mein Freund lag weiß und mit geschlossenen Augen im Kissen. Ich war durch Alles so beklommen, daß ich mich gar nicht recht an das Bett wagte. Ich streckte mich auf den Zehen und sah ihn an und hüstelte, um ihn aufzuwecken; denn seine Ruhe oder sein Schlaf war mir unheimlich, und schließlich rief ich: „Gottlieb! Gottlieb!"

Da ich keine Antwort bekam, sah ich ängstlich nach dem Großvater hin, der zuerst nicht recht aufschauen wollte, endlich aber sagte:

„Der Gottlieble kann Dir jetzt nicht mehr antworten. Der ist jetzt beim lieben Gott! Ja, denk!"

Ich ging entsetzt ein paar Schritte zurück

und fing langsam an zu weinen, dann lief ich davon. Als ich vor der Hausthür ankam, schämte ich mich, weinend auf die Straße zu gehen, und konnte doch die Thränen nicht halten: da witschte ich verstohlen in die Scheuer, kletterte auf den Heuboden und blieb da liegen. Ob ich schon vorher einen Begriff vom Tod gehabt habe, weiß ich nicht; daß Gottlieb mir nicht mehr antworten konnte, das sagte mir genug, daß ich wieder allein war, fühlte ich, und daß ich da droben im dämmerigen Heuboden in mein Weinen hinein plötzlich mein Schlafgebet betete und immer wiederholte:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
daß ich zu Dir in Himmel komm!"

das werd ich nie vergessen.

Am andern Tag ging ich an das Haus und drückte mich so lange am Hofthor herum, bis ich einen von Gottliebs Brüdern sah; den fragte ich, wann die Leiche sei. Er strich mir einige Male über die nassen Backen und sagte:

„Morgen um zehn."

Andern Tags ging ich wie gewöhnlich um acht Uhr zur Schule, um neun aber in der Pause lief ich davon, die Bücher ließ ich zurück, um un-

gehindert durchzukommen, und die Kappe hatte ich unter dem Kittel. Ich traute mich nicht ins Haus und blieb der Thür gegenüber stehen. Wie der Totenwagen dastand und die Angehörigen mit dem Särglein und der Pfarrer mit den Meßbuben herunter kamen, da sah mich der Bruder und winkte mir, gab mir einen Kranz zu tragen, faßte mich bei der Hand und ließ mich nicht los, bis wir vor dem Grab standen. Was dort vorging, verstand ich nicht, ich hörte reden und singen, sah Leute weinen und weinte mit und legte den Kranz aufs Grab.

Nachmittags ging ich zum Lehrer und bat ihn um Verzeihung und er möchte es der Mutter nicht verraten, daß ich geschwänzt hätte; er sagte auch nichts und hat sich nachher meiner mehr angenommen. Ich glaube nicht, daß meine Mutter mich getadelt hätte; aber ich erzählte ihr nichts. Es war eben, wie es oft ist: die Mutter kümmerte sich nur darum, daß ich ihr folgte und brav war; daß sie in mir das Zutrauen erwecken, mir das Herz und die Zunge ihr gegenüber lösen müßte, wenn sie mir wirklich mehr sein wollte als eben die Ernährerin, das kam ihr so wenig in den Sinn wie den vielen anderen Müttern. So lief ich halt

eine Woche lang in der schrecklichsten Angst umher, sie möchte auf irgend einem Wege meine eigenmächtige Handlung entdecken; es geschah aber nicht. Ich konnte es nicht lassen, an Gottliebs Elternhaus herumzustreichen, sehnsüchtig in den Hof und nach den Fenstern zu schauen; da kam wieder einmal jener Bruder her, streichelte mich wie damals und sagte freundlich zu mir:

„Du, Hänsle, komm doch lieber nicht mehr! Sieh, es thut meiner Mutter so weh.“

Das verstand ich damals nicht recht, aber ich blieb weg.

Und jetzt hab ich nicht viel Schönes mehr zu erzählen. Als Sie vorhin von Ihrer Schülerzeit und ihren Freuden sprachen, kam mir die Erinnerung an meine ganze, lange, von Gottliebs Tod an freudlose und immer freudlosere Jugend, und ich mußte einmal wieder über das Rätsel nachdenken und wollte es wieder einmal nicht begreifen.

Warum bin ich auf der Welt? Wirklich nur, weil es einen Mann gab oder giebt, den ich nicht kenne, gegen den meine Mutter einmal schwach war? Und weil meine Mutter einen Hochmut besaß und etwas Besseres als einen Handwerker aus mir machen wollte; und weil sie unterwürfig und

berechnend und praktisch genug war, um sich mit einem Häuflein Pietisten gut zu stellen und daraus Nutzen zu ziehen, mußte ich um Alles beraubt werden, was die Kindheit und Jugend eines Menschen schön und reich und sehnsuchterregend macht für das ganze Leben, so daß mir heute noch ein Knabe und einige Tage eines halben Jahres das Liebste, fast das einzig Liebe meines Lebens sind!? Und warum mußte ich schließlich Alles, was sich zum Glück und zur Befriedigung meiner Mutter aufgebaut hatte, um mich weiterhin durchs Leben zu tragen, mit einem stolzen Fußtritt umstoßen, in den Schlamm treten? Vielleicht, weil ich nicht ihr Sohn bin, sondern auch noch eines andern Menschen, den ich nicht kenne und doch besser kenne als irgend was auf der Welt. Sie lächeln vielleicht darüber: aber oft habe ich plötzlich das Gefühl: jetzt laufe ich dahin wie mein Vater, jetzt lache ich oder fahre mir über die Stirn wie mein Vater! habe das Gefühl so innig, daß ich mich in dem Augenblick gar nicht als mich selbst fühle!

Die Jahre, die nun folgen, gleichen einander. Wenn ich auf sie zurückschaue, so versteh ich kaum, wie ich diese Verlassenheit aushalten konnte; denn

seit Gottliebs Tod war ich wie ein heimwehkrankes Kind. Aber ich war es ja vorher nicht anders gewohnt gewesen, die kurze, schöne Zeit glitt immer weiter zurück und immer weiter, und wäre nicht sein Elternhaus und Grab gewesen, so hätte ich mir schließlich wohl selbst ihre Wirklichkeit bestritten. Ich wurde noch stiller und scheuer als zuvor. Zu meinen Schulkameraden paßte ich nicht wegen meiner ärmlichen Lage und Herkunft; mit den Nachbarskindern aus der Volksschule ließ mich die Mutter nicht verkehren, damit ich keine Unarten annähme, und überdies wollten jene auch nichts von mir wissen, weil ich in einer besseren Schule war; ja, ich konnte froh sein, wenn sie mich in Ruhe ließen, denn unsere Schule lag mit den Volksschülern immer in grimmiger Fehde. Wenn ich je einmal vor der Mutter eine zaghafte Klage über meinen Mangel an Freundschaft und Kinderlust laut werden ließ, so warnte sie mich vor Undank gegen Gott und meine Gönner und sie selbst, wiederholte mir immer wieder, ich wisse gar nicht, wie gut es mir gehe, daß ich in einer besseren Schule sei und was Ordentliches lernen und werden dürfe; die Schule sei nicht zum Vergnügen, sondern zum Lernen da. War ich gar untröstlich, so sprach sie

mir vielleicht von der Zeit, wo ich die Schule hinter mir und sogar studiert hätte und Pfarrer sei, dann würde Alles vergessen und nichts als Glück und Freude sein.

Als ich aufs Gymnasium kam, wurde es nicht viel anders. Wohl waren da auch andere Kinder unbemittelter Eltern, doch keine meiner Art. Bald warf mir mal einer vor, ich hätte ja keinen Vater; was er damit meinte, wußte und begriff ich nicht, aber daß es ein Schimpf sei, sah ich am Gelächter der Andern. Zu Hause erzählte ich dergleichen längst nicht mehr. Wozu?

Meine Mutter verlangte von mir, ich sollte stolz auf mein Quintanertum sein, und — schickte mich mit Wäsche bei ihren Kunden herum, aber das verwundete meinen Stolz tötlich. Ich war immer in Angst, von Kameraden gesehen zu werden, fürchtete in der Schule immer, es möchte einer darauf anspielen, ich ward nicht das Gefühl los, daß Alles, was ich außer der Schule war und that, ein Unrecht oder eine Schande sei; kein Wunder, daß ich mich vor jeder Berührung zurückzog! So hielt mich denn auch nichts ab, ein guter Schüler zu sein, obschon es mir nicht besonders leicht wurde, und daß ich auch späterhin als Student mich eines

regelmäßigen Fleißes erfreute, verdanke ich noch mehr als den Ermahnungen der Mutter und frommer Freunde und Gönner — eben meiner Vereinsamung! Im Lauf der Jahre gewann ich natürlich mehr Beachtung bei den Mitschülern, weil ich immer die Aufgaben gemacht hatte; aber nun war ich der Stolze und anstatt es mir zur Ehre anzurechnen, daß Der und Jener mir etwas abschrieb, und vielleicht gar einen Umgang daraus herzuleiten, gab ich meine Hefte stumm hin, ohne die Kerle nur anzusehen, und schnitt alles Wortemachen ab.

Das Stundengeben kam natürlich frühzeitig an mich. Sie kennen es vielleicht auch; jedenfalls aber könneu Sie sich denken, das es etwas anderes ist, wenn Einer Unterricht giebt zur Erwerbung eines reichlicheren Taschengeldes, das er für seine Münzensammlung, für Bücher, Bier und Tabak ausgiebt, als wenn Einer schon auf Obertertia sich seine Kleider damit verdienen muß. Gewiß giebt es Viele, die unter der gleichen Notwendigkeit stehen, ohne besonders darunter zu leiden — aber die sind halt andere Menschen als ich. Die Freude über den Verdienst und die Selbständigkeit würde mir in diesem frühen Alter ohnehin als unnatürlich

erscheinen: ich jedenfalls, obschon ich, seit mirs dachte, nur von Nahrungssorgen und Geldverdienen hatte reden hören, ich schämte mich, als ich die erste Stunde gab, ich schämte mich noch mehr, als ich mir das erste Honorar geben lassen mußte, und schämte mich erst recht, als ich in dem dafür gekauften Anzug herumlief, gerade als hinge mir auf dem Rücken ein Zettel mit der Inschrift: „Selbstverdient.“ Freie Zeit hatte ich nun natürlich nicht mehr; denn in den Ferien war die Hauptverdienstzeit und ich mußte mir auch etwas für das Studium zusammen sparen. Selbst Sonntags kam ich selten dazu, in Feld und Wald herumzustreifen, meist machte ich nur kleine Spaziergänge mit der Mutter und saß bei ihr in der Stube; denn ihre Mühe und Sorge für mich war mir stets gegenwärtig und rührte mich und ihr Stolz auf mich freute mich von Herzen.

Das studentische Treiben der oberen Klassen lernte ich nicht kennen; ich erfuhr davon, weil die Mitschüler um mich herum in den Pausen davon sprachen; mich zuzuziehen, ließ sich natürlich Keiner einfallen. Einmal kam eine große Kneiperei heraus und der Professor fragte in der Klasse, wer Teil genommen habe. Außer mir, der nichts davon

gewußt hatte, und drei Andern, die zu feig oder zu brav waren, standen Alle auf. Selten hat mich etwas so gekränkt wie diese Ausgeschlossenheit aus der Kameradschaft und daß ich nun mit diesen Kerlen straffrei bleiben mußte. Während die Missethäter um zwölf Uhr zurückblieben, um ihre Karzerstunden zugeteilt zu bekommen, gingen wir vier heim und die drei Andern traten zu mir und wollten ihre Freude über ihre Klugheit mit mir teilen; aber ich sagte ihnen, was im Götz von Berlichingen steht, und trat beiseite.

Das sind lauter Kindereien, nicht wahr? — Und es war so entsetzlich! Es ist mir einfach ein Wunder, daß ich nicht ein verdrückter, bösartiger, rachsüchtiger, mit einem Wort ein ausgemachter Duckmäuser wurde.

Der Gehorsam gegen meine Mutter war mir so eingewurzelt, es war mir so selbstverständlich, mich nach ihren leisesten Wünschen zu richten und nichts Anderes zu kennen als die Erfüllung ihres Lebenstraumes, daß es mir nicht einfiel, mich selbst über die Wahl meines Studiums zu befragen. Da ich mich selbst durchbringen konnte, hätte mir ja jedes freigestanden; aber ich wußte gar nicht anders, als daß ich Theologe werden würde; das

stand von jeher fest. Auf der Universität selbst hätte ich nun die Befreiung finden können und wohl auch gefunden, wenn — ich zum Studieren fortgemußt hätte! Da aber die Universität am Orte war, so ging mein Leben ohne große Aenderungen weiter. Ein schüchterner, unbeholfener, stolzer Mensch bleibt gar leicht an der Wand stehen. Geld verdienen und Studieren, das waren meine Farben! Die Mutter wurde älter und kränkelte ab und zu, ich leistete ihr treulich, und, ohne mehr an etwas Anderes zu denken, Gesellschaft. Mein einziger Luxus bestand darin, daß ich neben der Theologie auch Philologie studierte und auch darin Examen machte. Das war wohl die einzige eigene Wahl, die zu meinem Verhängnis beitrug. Denn wäre ich bei der Theologie geblieben, so würde ich sicherlich als Vikar aufs Land gekommen sein, würde mich dort wohl erholt, vielleicht ein frisches Pfarrerstöchterlein und damit meine versäumte Jugend gefunden haben! wenn —! Aber Alles ist vorbestimmt! Freilich, wer's nicht erlebt hat, glaubt's nicht. Als ich nun fertig war, zog ich es vor, Lehrer zu werden, weil gerade keine Aussicht vorhanden war, in der Stadt selbst ein Vikariat zu finden, und ich die leidende Mutter

weder allein lassen, noch mit auf's Land nehmen konnte. Sie ließ zwar nicht gern ihren geistlichen Traum fahren, und ihre Betbrüder und -schwestern noch weniger; doch gab sie sich mit meinem Trost, ich könne später, wenn sie wieder gesund sei, immer noch zum Pfarramt übergehen, gern zufrieden. So blieb ich immer und immer und immer in meiner Heimatstadt. Ich war Kandidat, ich wurde Praktikant und gab Privatstunden; ich bewarb mich schließlich um eine Stelle an der städtischen höheren Mädchenschule und bekam sie sonderbarer Weise.

Jetzt hatte ich es ganz hübsch mit der Mutter, und da sie sich nicht mehr um des Lebens Notdurft zu plagen brauchte, fing sie auch an, ein Wenig behaglicher zu werden. Wir bewohnten vor der Stadt eine Giebel- und Mansardenwohnung in einem einstöckigen Hause, das in ziemlich großem Garten lag. Ich hielt ihr, was sie sich von mir versprochen hatte, und dafür pflegte und verwöhnte sie mich in der rührendsten Weise. Ihre nach und nach auftauende Freude am Leben, ihre Dankbarkeit für die Genüsse der sorglosen Stille entzückte und beglückte mich: wenn sie plötzlich ohne Anlaß aus heimlicher Wonne scheu, halblaut herauslachte und mich strahlend ansah, war es, als

hörte man im Morgenwald, ehe die Sonne aufgeht, da und dort leise, scheue Vogelstimmen. Eine späte Zärtlichkeit erwachte in ihr, noch verschämt, zaghaft, so daß sie am hellen Tag mich kaum flüchtig zu streicheln wagte; aber am Zittern ihrer Hand fühlte ich, wie ihr das Herz zitterte. Sie war immer da, wenn ich fortging und wenn ich heimkam, und wie sie sich nach mir sehnte, wie sie lange Zeit nach mir hatte, sah ich an dem Gruß, den sie mir schon aus dem Fenster zuwinkte, aus der Eile, mit der sie mir stets entgegenkam, oft bis zur Gartenthür, um mir zu sagen, was sie gekocht hatte, und zu fragen, ob es mir recht sei; denn ihre Freude und Zärtlichkeit wollte sie nicht Wort haben. Wenn ich je einmal einen Abend nicht zu Hause war, so blieb sie gewiß auf und horchte, bis in der Ferne mein Schritt erklang und lief herunter und wartete an der offenen Gartenthür und nun in der Dunkelheit hing sie sich an meinen Arm und drückte ihren Kopf an meine Schulter und wollte im Garten auf- und abgeführt sein und sprach wenig und seufzte nur manchmal aus vollem Herzen. Sie zupfte mich wohl einmal an meinem Bart und sagte:

„Was der Bub einen langen Bart hat!“ und

faßte mit beiden Händen mein Gesicht und schaute mich in der Dunkelheit lange an; wenn ich dann antwortete:

„Ja, ich muß ihn jetzt stutzen lassen!“ so drohte sie:

„Dann kann er auch mir gleich das Haar abscheeren!“ denn ich freute mich immer, daß ihr Haar so dicht und schwarz blieb und kein silbernes Fädchen aufkam. Und wenn wir dann endlich hinaufzugehen beschlossen, gab sie mir noch im Dunkeln einen raschen Kuß und ging eilig voran; ich mußte an ihre Mädchenzeit denken, von der ich nichts wußte.

Diese Zeit gefiel mir und ich hätte sie nicht geändert. Wohl träumte und sehnte ich mich, besonders seit ich in der Mädchenschule unterrichtete; aber ich war schüchtern, gesellschaftsunfähig und hatte nicht den Mut, Verkehr anzubahnen, der mich gewandter gemacht hätte. Auch im Unterricht war ich damals noch ganz ungeschickt und hatte nur infolge meiner jahrelangen Gewöhnung jene Routine, die ja bei den allermeisten Lehrern das wirkliche Verständnis ersetzen muß.

Es war wieder einmal anders beschlossen im Rate der Götter.

Also ein paar Jahre ließen wir es uns gut gehen; dann überraschte mich die Mutter eines Abends mit der Frage, warum ich nicht heirate. Ich erwiderte lachend, ich habe keinen Schatz und unser jetziges Leben gefalle mir so gut, daß ich kein Verlangen trage, mich zu verändern. Da schaute sie mich wieder mit jener unglücklichen Miene an, die früher immer genügt hatte, mich ihrem Wunsche zu unterwerfen, und die ich so lange nicht mehr gesehen, schüttelte den Kopf und sagte in traurigem Ton:

„Wie lange wird es noch gehen, dann lieg ich da neben drin und Du kannst mir das Maaß nehmen lassen; ich bin so schon nicht mehr viel wert! Dann hab ich nicht einmal mehr erlebt, Dich versorgt zu sehen. Von Enkeln will ich gar nicht reden, das wär ja eine gar zu große Freude, aber man möchte doch auch noch wissen, was für eine Frau ins Haus kommt.“

Es half Alles nichts, sie ließ es sich nicht ausreden, und so fragte ich denn schließlich ergeben:

„Nun Mutter, Du weißt ja sicherlich schon mehr: mit Wem wollt Ihr mich zusammen spannen?“ und da hatte sie denn die Tochter eines Oberschulrates auf der Karte. Ich lachte sie tüchtig

aus über ihre verstiegenen Wünsche und Pläne. Der Gedanke kam natürlich wieder nicht von der Mutter selbst, sondern war ihr durch etliche fromme Kanäle zugeleitet worden, aber darum nicht weniger zu Kopf gestiegen. Ich wollte trotzdem nicht. Ich war zu voll anerzogener Ehrerbietung und Aengstlichkeit gegenüber höherstehenden, lebenssicheren Leuten, um an solch eine Möglichkeit zu glauben; denn daß ich armseliger Tropf es zu mehr bringen könnte, als ich eben schon war, das ließ ich mir nur träumen.

Der Gedanke an eine Frau und Familie war nun aber einmal in mir wach und die Lust dazu hätte mir wohl nie gefehlt. In den folgenden Tagen lief ich also viel auf den Straßen und Spazierwegen herum und schaute mir ein jedes Mädchen verstohlen an, und da war eine Menge, die mir gefielen, und in Jede, die mir gefiel, verliebte ich mich. Erwiderte einmal eine meinen Blick, so klopfte mir das Herz und ich blickte rasch zur Seite, als wollte ich sagen: „ich war's nicht," aber ich glaubte doch, da einen Eindruck gemacht zu haben, und lief noch eine Weile erwartungsvoll hinterdrein; da sie sich aber nie herumdrehte, zu mir kam und sagte: „Ach, Herr Professor, ich liebe

Sie; möchten Sie mich nicht heiraten?" so verließ ich nach kurzem diese Spur wieder und suchte eine andere. Nach ein paar Tagen fing ich an, unter diesem Wesen zu leiden. Die Schülerinnen der oberen Klassen beunruhigten mich, lockten meine Gedanken vom Unterricht weg in allerhand Träumereien, meine Sehnsucht wurde heftig und quälte mich und doch war mir klar, daß ich nie den Mut haben würde, auch nur einmal vor Einer in bewundernder Laune den Hut zu ziehen. An großer Einbildung litt ich nicht. Da nun jene Kirchenrats- und Schulratstochter immerhin den Schein der Zugänglichkeit für mich hatte, so paßte ich sie auch einmal ab. Sie war schon längere Zeit bei ihrer Schwester, der Frau eines Pfarrers, zu Besuch und mir vom Sehen bekannt. Und sie mißfiel mir nicht; sie schaute mich im Vorbeigehen mit ruhigen grauen Augen an, und wenn ich sie nicht gekannt hätte, würde ich ihr nachgegangen sein, wie mancher Andern; so aber blieb ich nur nach einigen Schritten stehen wie ein unentschlossener Spaziergänger und schaute ihr nach, bis der fliegende Saum ihres grauen Kleides hinter der Straßenecke verschwunden war. Dann überkam mich eine Betrübnis und ich sagte zu mir: „O je!

Du bringst es Deiner Lebtage zu keiner Frau!" und trollte nach Hause.

Da empfing mich die Mutter, wie schon die ganze Woche her, schweigend, mit einem Gesicht voll Enttäuschung, Trostlosigkeit und unterdrückter Anklagen. Hätte sie etwas gesagt, so hätte ich widersprechen können; hiergegen aber gab es keine Waffen. Mein eigener, nun schon so lang andauernder stummer Trotz hatte die Waffen der Mutter gewissermaßen selbst noch tiefer in mein Herz hineingetrieben — meine Kraft reichte nicht mehr weiter. Und überdies wollte ich ja nun auch und suchte ja selbst nach dem, was die Mutter mir wünschte und entgegenbrachte; ich hielt mein Ungeschick, es selbst zu gewinnen, für bewiesen, kurz: ich fing ganz beiläufig an und erzählte, ich hätte die bewußte Dame begegnet. Die Mutter horchte auf und rückte näher heran: das war der Anfang vom Ende. Die Anregung war von einer Tante des Mädchens ausgegangen, der Anschluß war also bald hergestellt, und wenn ein ganz unerfahrener junger Mann in einer solchen Zeit gegenstandsloser Verliebtheit auf ein Mädchen trifft, das er zwar nicht kennt, das ihm aber äußerlich nicht mißfällt und ihn gar zu lieben scheint — — ich bitte Sie, ist

es da ein Wunder, daß er sich nicht nur um sie bewirbt, sondern sich sogar erlöst und glücklich fühlt?!

In der Verlobungszeit, die ein halbes Jahr dauerte, lernte ich sehr viel von ihr, die weit reifer und weltkundiger war als ich und darum hinsichtlich ihres Wesens und Verstandes auch lange von mir überschätzt wurde. So mißfiel mir auch die hochmütige Art, mit der sie ihr vorspringendes, scharfkantiges Näschen trug und rümpfte, wie sie mit kalten grauen Augen über Eines hinwegsehen konnte, oder die Unterlippe vorschob, zuerst durchaus nicht. Ihr Benehmen gegen meine Mutter entzückte mich lange! Mich behandelte sie einfach geschickt; denn für zweifellos sicher hielt sie mich erst nach der Hochzeit. Uebrigens sah sie damals wirklich nicht übel aus, war eine schlanke Gestalt, hatte volles blondes Haar und in dieser Zeit unruhiger Erwartung glühte es manchmal in den ruhigen grauen Augen und über die etwas farblosen Wangen jäh auf, daß ich an verhaltene Leidenschaft dachte. Qualvoll war mir nur diese üble Beaufsichtigung durch Mutter, Tante oder Schwester, deren Eine immer um den Weg war. Auf einem Spaziergang, bei dem wir etwas vorausgingen,

wagte ich auch einmal, mich darüber zu beklagen, und nannte es unwürdig; da schwieg sie einen Augenblick, sagte dann:

„Ja — das ist doch so Sitte!“ und setzte geläufig hinzu: „Was will ich denn dagegen machen? Ich will uns doch die schöne Zeit nicht mit Zwist und Unzufriedenheit stören! ich sage mir immer: noch ein wenig Geduld, dann hat ja nur noch Er mir zu befehlen!“ dazu preßte sie meinen Arm fest an sich, und ich war entzückt von ihrer Liebe und Klugheit.

Wir hätten wohl noch nicht so schnell geheiratet, wenn nicht gerade in dieser Zeit eine gute Stelle an einer auswärtigen Mädchenschule frei geworden wäre, für die der Oberschulrat begreiflicher Weise mich empfahl und die ich denn auch bekam.

Heirat — Flitterwochen — Flitterwochen! — und dann fing der Tanz an.

Als das Räuschlein verflogen war, da kannte ich sie. Die Jahre, die ich noch neben ihr verlebte, haben zu den Erfahrungen der ersten drei Monate unserer Ehe nicht mehr viel neue hinzugebracht, wohl aber sie in der verwünschtesten Weise bereichert! Sie war nicht einmal eine kalte Natur, sie war nur kühl; in Allem eine große Rechnerin und

klug, so unfehlbar klug wie halt nur beschränkte Menschen sein können. Sie rümpfte über Dummheiten und Vorzüge Anderer in gleicher Weise die Nase, und als ich nach und nach erkannte, daß ich mich früher nur über meine unterschobenen Motivierungen ihres Hochmutes gefreut hatte, ohne ihm je auf den Grund zu gehen, und daß er eben gar keinen anderen Grund hatte als die dumme Verachtung alles Andern und Andersartigen, da wurde ich wütend vor Scham. Zugleich bekam ich aber auch Angst; denn ich fühlte, daß sie gefährlichere Waffen hatte als ich, daß ich, in scheuer Stille herangewachsener Mensch, mir erst noch Waffen schmieden und führen lernen müßte. Das empfand ich sofort, als ich einen klaren Blick in ihr Wesen that, noch ehe sie mir irgend eine Spitze geboten hatte.

Meine Mutter war noch zurückgeblieben und sollte erst nach zwei Monaten nachkommen, um bei uns zu bleiben. Es war mir schon arg genug, nachdem mir, seit ich lebte, kaum je ein Tag ohne sie vergangen war, sie auch nur so lange allein zu wissen. Da verlangte meine Frau eines Morgens von mir, ich sollte die Mutter bestimmen, zu bleiben, nicht zu uns zu kommen; sie würde uns

doch stören in der jungen Ehe. Ich verstand es nicht sofort und widersprach nur der Angst vor Störung; da setzte meine Frau hinzu: Die Mutter möchte sich am Ende gar nicht wohl bei uns fühlen, da sie es doch ganz anders gewohnt sei; alte Leute fänden sich schwer in so eine Aenderung. „Deine Mutter ist, wenn sie während der Verlobung einmal bei uns im Hause war, immer schüchtern und unsicher gewesen, daß sie mir ganz leid that. Es ist doch ein unangenehmes Gefühl, Jemanden im Hause zu haben, der sich nicht zu Hause fühlt. Man möchte immer helfen und kann doch nicht!“

Da hatte ich es nun auf der Nadelspitze und konnte es mir von allen Seiten betrachten. Ich schwieg eine Weile, der Atem wurde mir schwer; dann sagte ich einfach:

„Meine Mutter wird sich bei mir zu Hause fühlen; auf jeden Fall will ich sie hier haben!“

Da fuhr sie auf und rief:

„Du redest gerade, als wollte ich Deine Mutter nicht! und weißt doch ganz gut, wie ich es meine! und weißt, wie gern ich die Frau habe!“ — Da unterbrach ich sie:

„‚Die Frau‘ wird es auch merken, daß Du sie gern hast, und sich dann auch bei Dir wohl und zu Hause fühlen.“

Meine Mutter hatte sicherlich viel in ihrem Leben durchgemacht und sich wohl über nichts leichtsinnig hinweggesetzt; aber ihre fürchterlichste Zeit wird doch ihr Aufenthalt bei uns gewesen sein! Nach ihrem langen, harten Leben war ihr die Arbeit so nötig wie dem Fisch das Wasser, und sie kam in der hellen Freude, der jungen Frau recht viel abnehmen und ihr die Liebe zu mir nach Kräften vergelten zu können; nach ein paar Tagen aber fiel mir schon auf, daß sie so still in ihrem Zimmerlein saß. Ich dachte, sie fürchte gar, uns zu stören, und fragte und suchte ihr Das vorneweg auszureden; sie aber sagte, sie wisse nicht, wozu sie hier gut sei, meine Frau lasse sie nichts thun, nichts besorgen, komme ihr in jeder Arbeit zuvor, und sie könne doch nicht jetzt schon herumsitzen! Meine Frau aber antwortete auf meine Vorstellungen einfach, es widerstehe ihr, die Mutter ihres Mannes im Haus herumarbeiten zu sehen, sie sei in dem Alter, wo man Ruhe und Schonung brauche und den Jungen die Arbeit überlasse, und als ich einwand, daß meine Mutter sich ja gerade

nach Thätigkeit sehne, schnitt sie alles Weitere mit den Worten ab:

„— daß die Leute sagen: ihre Schwiegermutter muß ihr die Arbeit thun?!"

O, sie war fürsorglich und zuvorkommend und sah meiner Mutter die Wünsche an den Augen ab! Und die arme Alte, die nicht einmal ihr eigenes Zimmer selbst ausfegen durfte, saß still und unruhig da, lauerte, ob nicht irgend etwas von meiner Frau übergangen oder vergessen sei, und freute sich, wenn sie zuerst merkte, daß bei Tisch das Salzfaß oder die Zahnstocher fehlten, um schnell springen und es holen zu können; legte sie nun aber den Pfropfenzieher auf den Tisch, so nahm ihn meine Frau und legte ihn an eine andere Stelle, brachte sie einen Laib Brot aus der Speisekammer herein, so trug ihn meine Frau wieder hinaus und sagte, der andere Laib sei älter und müsse zuerst gegessen werden, kurz sie ließ nichts, aber auch gar nichts gelten, was die Mutter that! und Alles in vollkommener Ruhe, nebenbei, und wenn sie sprach, immer in einem Ton, als wollte sie sich entschuldigen. Die kleinbürgerlichen Vorstädtlergewohnheiten und Vorurteile meiner Mutter, über die ich gelegentlich herzlich lachte und über die

meine Mutter heiter mitlachte, überging sie mit stolzem Schweigen, das der guten Frau vielleicht nicht fühlbar wurde — wer weiß übrigens? — mich aber empörte! Daß ich demnach allmählich die Gewohnheit annahm, täglich eine Stunde oder mehr mit meiner Mutter in ihrem Zimmerlein zu verplaudern, suchte meine Frau durchaus nicht zu verhindern; sie bewies weder Lust Teil zu nehmen, noch uns ins Wohnzimmer hinüberzuziehen, noch zeigte sie Eifersucht oder Argwohn, sie sah es scheinbar mit derselben Teilnahmslosigkeit an, mit der man etwa eine Spinne außen an der Hauswand hinkrabbeln läßt. Wie sehr ich unter dem Wesen meiner Frau litt, wie sehr ich jetzt schon im Herzen gegen sie revoltierte, — ich glaube, meine Mutter hatte davon keine Ahnung; denn ich sagte nichts. Sie hatte in ihrem ganzen Leben an nichts Anderes gedacht als an mein Glück — was sie eben darunter verstand — und glaubte nun wirklich, weil es nie Streit gab und wir uns tadellos gegen einander äußerten, ich säße mitten drin. Nachdem ich mich einmal in meiner Schwäche und Unfertigkeit hatte zum Ehemann machen lassen, hielt ich es für meine Pflicht, die Zähne zusammenzubeißen, damit die Mutter nichts ahne; war mein Leben

schon geliefert, so wollte ich ihr die paar Jahre, die sie noch hatte, nicht auch noch trüben. Hinunterschlucken, Maulhalten hatte ich ja von Grund aus gelernt; — seltsamer Weise wurde es mir aber von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag schwerer. Ich erwuchs in dieser Zeit, ich fing an meine Knochen und Kräfte zu spüren.

Es wunderte mich nicht sehr, daß eines Abends meine Mutter mir das Gesicht abwendete, in die Frühlingsdämmerung hinausschaute, in die Schatten der nahen Gartenbäume und Büsche, in die vorüberwehenden Vogelstimmen hineinhorchte und wie unbewußt seufzte: „Ach, wenn ich nur auch ein wenig Geld hätte!“ Ich verstand und sagte: „Das hast Du, Mutter!“ und legte meinen Arm um ihren Hals. Da fing sie an zu weinen; ganz still flossen ihr die Thränen über die alten Wangen, wie wenn an einem runzeligen Baumstamm der gefrorene Winterregen in der Mittagssonne auftaut. Dann fragte sie schüchtern, ob ich es ihr nicht übelnehme, und setzte, als ich sie beruhigt hatte, hinzu, sie glaube auch, daß es für uns Eheleute besser sei; der Amalie müsse es doch wehe thun, daß wir stets in Mutters Stübchen statt im Wohnzimmer zusammensäßen. Am andern Tag

suchte sie sich ein Zimmer und eine Küche, und meine Frau hatte nur einige Sorgen wegen der Meinung der Leute, der sie aber dadurch zu begegnen verstand, daß sie flink ihre Mutter einlud, die auch richtig zwei Tage nach dem Auszug der meinigen ankam und für einige Wochen das freie Zimmer einnahm. So war der Fall für den Zuschauer sehr schön erklärt. Ich konnte mich kaum halten gegenüber dieser kühlen Ueberlegenheit; da schien ja nichts aufzukommen.

Meine Mutter lebte wieder auf in ihrer kleinen Wohnung mit dem Vorstadtgärtlein, wo sie sich auf ihre Weise mit Arbeit und im Umgang mit den Nachbarn ausgeben konnte. Sie kam häufig zu uns, ich ging täglich zu ihr, und wenn wir an der Hauswand beisammen im Schatten saßen und auf die besonnten Salat- und Gurken- und Bohnenbeete mit den bunten Blumenrabatten schauten und auf den Lärm spielender Nachbarskinder hörten, konnte sie wohl mit lächelndem Gesicht sagen:

„Jetzt ist's doch wieder so schön wie in unserer Gartenwohnung am grünen Weg! Nicht?“ und ich strich ihr nur still über die faltige, schillernde Haut ihrer Hände und erwiderte ihr Lächeln.

Um den erhöhten Ausgaben gerecht zu werden, gab ich wieder Privatstunden.

Dann kam ein Kind, ein Mädchen, und die Freude über das kleine Wesen und über die Freude meiner Mutter und die Sorge um die Mutter meines Kindes brachte mich meiner Frau wieder näher, und ich träumte in diesen Wochen, es könnte noch Alles gut werden, wenn ich nur guten Willen und Geduld hätte. Meine Schwiegermutter konnte nur kurze Zeit dableiben, die Hilflosigkeit meiner Frau aber dauerte länger, so daß sie sich häufiger an mich wenden, meine Kraft und Hilfe mehr in Anspruch nehmen mußte, als ich für möglich gehalten, und daß sie auch für den Beistand meiner Mutter dankbare Blicke hatte. Helfen zu können, macht uns froh und stolz und öffnet dem Hilflosen unser Herz; unsere zarten und zärtlichen Kräfte und Gefühle kommen hervor, wir machen Entdeckungen an uns, die uns erfreuen, und wir sind dankbar dafür; es ist wie die Rose in der Sonne, der sie die Entfaltung verdankt, prangt und duftet! Als sich die Frau aber wieder erholt hatte, nahm sie langsam, bedacht, unmerklich langsam alle Rechte, die sie uns in ihrer Schwäche gegeben hatte, wieder zurück, und wir merkten es erst, als wir wieder un-

nötig, mit entwerteten Händen und Herzen dastanden. Wie oft hab ich das Kind in die Hände nehmen dürfen, nachdem meine Frau wieder gesund war? ich kann es zählen, die Fälle sind mir erinnerlich, es waren immer Fremde dabei. Und so oft meine Mutter es in ihrem Großmutterglück aufnahm, fand die Frau stets einen Vorwand, es ihr wieder abzunehmen: Schlafen, Windeln, Stillen, Angst, es strenge die Großmutter an — o weh, o weh!

Es kam ein zweites Kind, wieder ein Mädchen; ich fürchtete dieselbe entsetzliche Komödie und bestimmte die Schwiegermutter, solange dazubleiben, bis ihre Tochter hergestellt sei; es dauerte übrigens dies Mal nicht so lang. Ich trat meiner Frau nicht mehr näher. In diesen zwei Jahren war ich still zum sicheren, seines Wertes und jedes fremden Wertes sich bewußten Manne erwachsen, und wenn ich ja noch einmal eine Eierschale am Bürzel spürte, so setzte ich mich entschlossen und ohne Wehleidigkeit darauf und war sie dann auch los. Das Wesen meiner Frau, ihre Triebe und Gedanken wurden mir so geläufig wie das kleine Einmaleins und es gelang ihr nicht mehr, ihren Hochmut gegen mich spielen zu lassen. Wenn ich

es ihr um Mund und Nase zucken sah, so kam ich ihr zuvor und setzte mich — oder wer gerade das Objekt war — in Demut und Kleingläubigkeit selbst herab und hob sie hoch auf die Leiter, ich stopfte und nudelte sie mit der Speise ihres Hochmuts, soviel ihre Backen fassen konnten, und sie schluckte es; denn um es auszuspeien, war sie zu wohlerzogen. Manches Mal sah sie mich verwundert an, verstand mich aber wohl nicht und glaubte halt, ich hätte nun endlich doch ihre Gottähnlichkeit begriffen.

Ich würde mich damals von dieser Unwürdigkeit frei gemacht, mich von der Frau getrennt haben, hätte ich nicht meiner Mutter den Glauben an des Sohnes Glück und Herrlichkeit mit ins Grab geben wollen. Ich hätte sonst zum Zweck der Scheidung nichts gescheut! Wer in Feindeshand ist, schlägt im günstigen Augenblick den Wächter nieder und flieht und ist darum kein Verbrecher! So wäre auch ich vor einer sogenannten Sünde nicht zurückgeschreckt, um die Scheidung zu erzwingen. Daß ich übrigens schmählich auf den Leim gelockt worden war, nachdem ein Anderer die Tochter nach längerer stiller Verlobung den Eltern wieder mit Dank zurück erstattet hatte — wie ich jetzt auch, von

einem Verwandten natürlich, erfuhr — das fiel gar nicht mehr weiter ins Gewicht! Daß ich aber die langen Jahre durch aushielt, verdanke ich der Schule und der Mutter. Ich wurde in meiner reifenden Erfahrung, meiner langgeübten, nicht leicht zu verwirrenden Selbstbeherrschung ein guter Lehrer und noch besserer Erzieher: ich unterrichtete mit immer größerer Lust, mit täglich frischer Neugier, mit großer Geduld und Liebe; ich renommiere nicht, wenn ich behaupte, daß ich weder als Schüler, noch als Lehrer je einen Lehrer traf, der besser in die Kinder einzudringen, sich den einzelnen anzupassen, sie zu bewegen und zu lenken verstand. Und gleich nach der Schule, in der frischen Freude über meine Thätigkeit, ging ich zu meiner Mutter und saß bei ihr am Fenster oder im Garten und zeigte ihr ein glückliches Gesicht.

Als nach fünf Jahren etwa der Rektor unserer Schule starb, war keiner meiner Kollegen, mochte es ihn noch so sehr ärgern, erstaunt, daß ich zum Rektor berufen wurde; meine Frau aber that bedeutend den Mund auf, wie Goethe sagt, und sprach kopfnickend:

„Nun ja . . .“ da fiel ich ein: „es ist doch ein Glück, wenn man den Papst zum Vetter hat!“

Daß aber ihr Vater, der Herr Oberschul- und Kirchenrat, ein wackerer Herr, dem ich eine bessere Frau und Tochter gegönnt hätte, daß Der bei seinem ersten Besuch in der neuen Amtswohnung im Schulhause die Brauen hochzog und, mir auf die Schulter klopfend, sagte:

„Ja, Herr Rektor — alle Achtung vor Deinen Verdiensten und Erfolgen! — aber das hast Du doch wieder mir zu verdanken!" war mir etwas zu viel und ich entgegnete nur:

„Die arme Schule!" Er kam übrigens nur sehr selten zu uns; er war wohl froh, die Tochter los zu sein.

Nicht lange nach meiner Beförderung, auf die sie unsäglich stolz war, starb meine Mutter, schön wie sie es verdiente. Ich hatte mit ihr einen kleinen Spaziergang zum Fluß gemacht: der Widerschein des Abendhimmels schwamm ruhig vor uns her, den Fluß hinab, Amseln und Grasmücken sangen aus dem Wäldchen über das Wasser herüber und neben blühte der rote Klee. Wir hatten einige Frauen begegnet, die ihre Wägelchen mit Wäsche vom Bach heimzogen, und von alten Zeiten gesprochen. Als wir heimkamen, war sie

ungewöhnlich müde und sagte, ehe sie etwas zu essen hole, müsse sie ein Wenig absitzen, setzte sich in den Lehnstuhl und stand nicht mehr auf. Sie zuckte plötzlich empor, sank zusammen, schaute mich groß an, wie um sich mein Bild unvergeßlich einzuprägen, machte langsam die starr werdenden Augen zu und hörte auf zu atmen.

Als ich sie aufs Bett gelegt und den Doktor hatte holen lassen, der mir nur bestätigte, was ich wußte, ging ich heim, um es selbst meiner Frau mitzuteilen.

„Gestorben —?!“ wiederholte sie mit hochnäsiger Verwunderung, als sei es eine Anmaßung von meiner Mutter, auch sterben zu wollen, wie wohlverheiratete Frauen besserer Stände. Dieses Mal war ich unfähig zu parieren. Ich ging wieder zu der Toten und wachte bei ihr. Es fiel mir natürlich ein, daß wir nie über meinen Vater gesprochen und der Tod ihr vielleicht die Absicht, mir noch von ihm zu sagen, vereitelt hatte, ich nahm Dies als Bestätigung meines eigenen Willens, ging an ihre Schublade, sah ihre wenigen Papiere durch, fand ein paar Briefe mit alten Marken der sechziger Jahre und mit einer Handschrift, die der meinigen zum Verwechseln glich, und erschrak, sah

sie lange von außen an, einen nach dem andern und immer wieder, durchdachte Alles, was ich mir seit Jahren von meinem Vater ausgeträumt hatte, Beschuldigendes, Entschuldigendes, Kräftiges, — und verbrannte die Briefe ungelesen. Ich habe nie was über ihn erfahren, noch zu erfahren gesucht. Ich kannte meine Mutter und mich selbst, das genügte mir, um auch ihn zu erraten.

Am übernächsten Morgen früh um fünf Uhr beerdigte ich sie in aller Stille, ohne daß Jemand außer dem Pfarrer, der es mir zu Liebe that, und den Leichendienern etwas davon wußte. Als meine Frau mich darüber zur Rede stellte, schaute ich sie an, daß ihre Augen bebten, und sagte:

„Ich wollte Niemand dabei haben, dem es nicht herzlich Ernst gewesen wäre!"

Das Mietvierteljahr hatte erst angefangen und so ließ ich denn Alles in der kleinen Wohnung meiner Mutter, wie es stand, bis die Zeit um war. Jeden Tag saß ich zur Dämmerungszeit im Lehnstuhl meiner Mutter. Das war nicht etwa Sentimentalität, denn ich grämte und verzehrte mich nicht; ich wollte nur, solange es noch möglich war, ein Plätzlein behalten, wo ich mich daheim fühlte und wo ich in lieben Erinnerungen Das etwa

noch mildern könnte, was sich jetzt in mir vorbereitete. Von Anfreundungen, die sich mir in den letzten Jahren geboten hatten, war ich absichtlich zurückgewichen eben meiner unsagbaren Familienverhältnisse wegen. Meine Frau war mir fremd, meine zwei Töchterlein auch; sie haben die Abneigung mit der Muttermilch eingesogen, und meine Frau hat wohl in jeder Weise dafür gesorgt, daß sie sich mir nicht näherten. Sie hat mich wohl von früh auf als fürchterlichen Butzemann hingestellt, der die kleinen Kinder in den Kaffee tunkt und frühstückt, wenn sie nur zu ihm sagen: Pappa, reit mich auf dem Knie! Sie waren beelendend scheu mir gegenüber, kamen übrigens im Aeußern ganz auf ihre Mutter heraus. Zuerst hab ich heimlich dagegen angekämpft und die Kleinen an mich zu ziehen gesucht; aber was will ein Mann, der den Tag über in seinem Beruf ist, gegen den ununterbrochenen Einfluß der Mutter machen! Ich gab es bald auf, umso lieber, als ich fühlte und wußte, daß ich mich früher oder später doch losreißen müßte. Jetzt hielt mich nichts mehr.

In der Verlassenheit meiner Dämmerstunden kehrte mein ganzes bisheriges Leben bei mir ein, alle Ketten, die ich von früh auf hatte tragen

müssen, um das zu werden, was nun da im Lehnstuhl saß im ausgestorbenen Heim, und ohne meine Wahl hatte tragen müssen, umklirrten und umrasselten mich, und die Sippe, in die ich nun zu guter Letzt noch hineingeraten war, Frau und Schwiegereltern und Onkel und Tanten und Basen und Vettern drängten sich um mich und schwatzten endlos davon, welche Ehre sie mir authaten mit ihrer Schwägerschaft, was ich ihnen nicht Alles verdankte und wie unwürdig ihrer Gunst und Herablassung ich elender Bankert im Grunde doch sei. Da rannte ich wohl nach der Thür, um Alles zu lassen, was mich umgab, und durchzubrennen und zu laufen, bis ans Ende der Welt — und kehrte doch immer in meinen Lehnstuhl zurück und fluchte: Nein! den Ekel darf ich nicht mitnehmen in die frische Luft! nein, den Ekel muß ich ihnen ins Gesicht schmeißen wie eine Stinkbombe, und die zerrissenen Ketten muß ich ihnen um die Ohren schlagen, daß ihnen der Schädel saust bis zum jüngsten Tag! Und ich machte mir auf mein Bedürfnis einen schönen Aphorismus, der lautete: „Von gewissen Gesellschaften kann man nur auf eine anständige Weise loskommen: man läßt sich hinausschmeißen!“ und ich heckte mir eine mannig-

faltige Reihe von Streichen und Schandthaten aus, um Jenes zu erreichen; aber keine gefiel mir, die eine war mir zu zahm oder zu läppisch, die andere zu gemein. Die Geister meiner Mutter und meines frühverstorbenen kleinen Freundes, der sich mir in meiner Verwaisung und Verlassenheit auch wieder zugesellte, milderten immer wieder meine überreizte Wut und hielten mich von verzweifelten Handlungen ab.

Mein Hunger nach einem Menschen aber, nach einem warmen Herzen, der sich nicht mit Erinnerungen stillen ließ, wuchs von Tag zu Tag und hetzte mich schließlich unter die Menschen, in Gesellschaft, auf die Straße, auf die Suche. War es vor Jahren meine unerfahrene Schüchternheit gewesen, über der ich zu nichts kam, so war es jetzt mein Blick für die Menschen. Wer gelernt hat in den unbestimmten Zügen des Kindes dessen Charakter zu lesen und dessen allmählige Ausprägnng zu verfolgen, für den sind die fertigen Züge Erwachsener keine gar mühsame Lektüre mehr. Mich anzunähern ward mir nicht mehr schwer, ich machte auf die ungezwungenste Art allerlei Bekanntschaften, die ich meist sofort wieder fallen ließ; nur bei einer Frau, einer jungen Wittwe verweilte ich länger

und schwankte einige Zeit. Sie war schön und begehrlich; aber begehrenswert nur für den Mann, nicht für den Menschen in mir, und diese zwei konnte ich nicht mehr trennen. Gleichwohl verkehrte ich einige Wochen mit ihr und freute mich, daß meine Frau es erfuhr und sich verschmäht sah. Seit dem Tode meiner Mutter machte ich ihr aus meinen Gefühlen kein Hehl mehr, und sie hatte nun schnell erkennen müssen, daß ihr Hochmut ein Zwerg war gegen meine Verachtung. Zu helfen wußte sie sich nicht, der Schein mußte gewahrt bleiben!

In diesen Wochen zersplitterte sich mein Trachten in Racheplänen und in Liebesnot und ich kam zu nichts als zu entsetzlicher Ueberreizung, die sich natürlich auch in der Ausübung meines Berufes geltend machte, so daß ich Lehrer wie Schüler mit nervöser Ungleichheit behandelte. Deß jammerte mich jeden Tag in der Stunde der Rechenschaft; aber ich wußte mir nicht zu helfen.

Die Hilfe kam mir plötzlich wie der erste Blitz aus der Wetterwolke, lang erwartet und doch überraschend, und blendend!"

Er hielt inne, und wir ritten eine Strecke

schweigend dahin. Es hatte schon vor geraumer Zeit zu regnen angefangen, ohne daß wir darauf geachtet hätten, und goß nun wacker herab. Die Pferde trotteten langsam und verdrossen durch die Nacht, ihren Weg mußten sie selbst suchen; denn ich konnte von der Straße nichts mehr sehen, so dunkel war es.

Was mochte nun kommen? Ich sann über die Hilfe nach, die dem Manne wie ein Blitz gekommen sein könnte. „Losreißen — frei machen — Befreiung“ und ähnliche Worte schwirrten mir durch den Sinn; aber wovon hatte er sich denn losgerissen und befreit? von seiner Frau vielleicht? vielleicht! denn er sprach noch so erregt von ihr, als sei er erst heute Mittag ihren Fängen entronnen; — von der harten Hand des widrigen Geschickes? aber hatte ich nicht beim ersten Zusammentreffen gefühlt und gesehen, wie sein Herz in dieser harten Hand zuckte! — von seiner eigenen Weichheit und Schwäche —? aber warum verantwortete er sich, warum schüttete er sein Herz aus?! warum wollte er mich in seine Nähe ziehen, wenn nicht aus Bedürftigkeit?! — — Ein Mensch, so weich und kraftlos, daß er sich in seiner ganzen Kindheit nicht eine einzige harmlose Kinderfreude,

kein Aufatmen, kein Abwerfen des unverstandenen Zwanges, keine unbefangene Gassenbubenstunde hatte erobern können, daß er sich gedrückt und verdrückt durch mühsälige Jünglingsjahre, die ihm doch seine Fähigkeiten und Möglichkeiten zeigen mußten, hindurchschieben ließ zu einem geduckten Mannesalter, — der jeden sich aufdrängenden Willen als Schicksal hinnahm, dem das unzufriedene Gesicht seiner bornierten Mutter jede Regung von Willen und Stolz lähmte, der in seine Hilflosigkeit und Schwächlichkeit so verloren und verliebt war, daß er sie schließlich für Tugend und Heldenhaftigkeit hielt, — woher wollte Der plötzlich Wut und Entschluß nehmen, um „seine Ketten zu zerreißen und den Peinigern um die Ohren zu schlagen“!? Wohl nagte ihm sein Elend lange genug und unaufhörlich am Herzen, und da er jeden Biß fühlte, so mochte wohl auch endlich die Zeit kommen, wo er es nicht mehr aushalten konnte — aber „nicht mehr aushalten“ reicht noch lange nicht zu einer stolzen, erbaulichen Befreiung! War dies Spielen mit auffehenerregenden Befreiungsplänen, dies Schwelgen in Rachevorstellungen nicht einfach Unfähigkeit, wirklich zu handeln, fortwährende Betäubung der Scham vor sich selbst?! „Ja, wenn

ich nur wollte! wenn ich erst einmal will!" — Und warum konnte er jetzt noch, nach vier Jahren, den Mund nicht voll genug nehmen, so großhansig sprechen über die Niedertracht der Frau und ihrer Sippe, über seine Selbstsicherheit und stolze Rachelust?! Warum hinausgeschmissen zu werden verlangen? warum nicht kühl und überlegen den Hut lüpfen und sich empfehlen? Das ließ mich nichts Erfreuliches und Kräftiges erwarten; und ich hätte es ihm doch so von Herzen gegönnt, daß er einen Blitz erhascht und weitergeschleudert hätte! —

Nach einem tiefen Aufatmen hob er wieder an:

„Eines Nachmittags — es ging schon auf den Winter — gab ich in der Selekta Geschichtsunterricht. Die gute Schulzucht, die mich Jahre lang nicht die geringste Mühe gekostet hatte, war in der letzten Zeit durch mein hin und her gezerrtes Wesen gelockert, so daß nun auch in meinen Stunden die üblichen zaghaften Uebermütigkeiten der Schülerinnen vorkamen. Wir hatten den Zug Alexanders des Großen repetiert und ich mit Hilfe des großen Wandtafellineals seinen Marsch auf der Wandkarte angedeutet. Im weiteren Ver-

lauf des Unterrichts sah ich ein Mädchen verstohlen, unter Lachen und Kichern ein Blatt Papier betrachten. Ich ließ mir das Blatt geben und sah das Bild eines antiken Kriegers, der kühn das Schwert in die Luft streckt, etwa in der Stellung, die ich vorher neben der Wandkarte eingenommen hatte; er trug unverkennbar meine Züge, meinen Bart und Haarwuchs und war flott und mit Geist hingeworfen. Ich freute mich im Stillen über die seltsame Parodie, sagte aber ganz ernsthaft:

„Das haben Sie ja nicht gezeichnet! Wer ist denn die Künstlerin?“

Das Mädchen sah mich flehend an und dann unter sich, sie wollte nicht Angeberin sein; da schaute ich über die Klasse hin und fragte: „Nun, Wer hat es denn gemacht?“

Da stand die Thäterin auch schon auf mit halb lächelnder Sündermiene, meine liebste Schülerin, ein feingeartetes, lebendiges Mädchen; daß sie Geist hatte, geht aus der Karrikatur hervor. Ich hatte, seit sie in der Schule war, meine Freude an ihr — und manchmal bei mir gedacht: warum bin ich nicht so einem Mädchen in die Hände gefallen! — Ich schaute sie eine Weile versonnen an, da

glänzten ihre blauen Augen ungeduldig auf, und sie sagte in etwas schnippischem Tone:

„Ich — hab es gemacht!"

Das mißfiel mir und anstatt einer scherzhaften Zurechtweisung, sagte ich nun, sie sollte sich nach der Schule auf dem Rektorat einfinden. Das war nun eine sehr seltene, schwere Strafe, das Mädchen erschrack und ihre Blicke umflatterten mich wie Vögel, die sich in ein Zimmer verflogen haben. Es that mir sofort leid und ich hätte es gern zurückgenommen, aber das ging nicht und ich gedachte, sie nachher gleich mit zwei Worten wieder zu entlassen. In der nächsten Stunde gab ich keinen Unterricht und blieb auf meinem Zimmer. Als es vier Uhr geläutet hatte, schritt ich im Raume auf und ab, um die Leerung des Hauses abzuwarten und dann auch zu gehen; ich dachte gar nicht mehr an die angesetzte Strafe. Als es schon still im Hause war, klopfte es und die Selektanerin trat ein; ihr war unterdessen der übertriebenen Strafe gegenüber der Stolz gekommen, sie trug keine Bücher, machte eine leichte Verbeugung und sagte:

„Der Herr Direktor haben befohlen —." Dabei knöpfte sie gemächlich mit der unbehandschuhten

Rechten den Handschuh an der Linken zu: rund, schimmernd bewegte sich ihre Hand. Ich schaute sie aus meinen Gedanken heraus an, genoß einige Augenblicke lang nur den schmeichlerischen Reiz ihrer Handbewegungen und sagte ganz unwillkürlich, da ich sie stehen sah, auf das Kanapee deutend: „Bitte nehmen Sie Platz!“ Es war mir unbewußt, was sie wollte und was ich sollte. Das Sofa war ein alter, ausgefederter, lederüberzogener Kasten, den ich mir als Primaner beim Juden erstanden und durch alle die Zeiten mitgeschleppt hatte, an dem ich wie an einem alten Freunde hing. Sie setzte sich und versank unerwartet tief, fuhr mit spöttischem Schrei und Lachen wieder auf und rief: „Ist das ein Abgrund! ich dachte schon, ich käm im Keller heraus.“ Ich sah ihr zu. Der Novemberwind stob ums Haus, der Ast der alten Akazie vor dem Fenster peitschte und kratzte unaufhörlich an der Dachrinne, vom Ofen in der dunklen Ecke herüber glühte mich ein Punkt an, ich sah ihr zu, wie sie, um sich bequemer zu setzen, hin und herrückte, versuchend auf und ab auf dem lieben, alten, rasselnden Sofa. Ich besann mich vergebens, was diese Frau da wollte, ich fühlte nur, daß mir unendlich wohl war, daß ich

noch nie etwas so Liebes gesehen hatte. Entzückend wiegte sie sich, in Trotz, in Sicherheit, in Ueberlegenheit. War das nicht das Glück, das mich spöttisch herausforderte? das erfaßt, gezwungen und gehalten sein wollte? Ich glühte auf in unbegreiflicher Freude, in einer plötzlichen Seligkeit und ich spürte, daß ich würde ersticken und verbrennen müssen, wenn ich die Minute verschweben ließe, ohne dieses Glück an mein Herz zu nehmen: ich stürzte auf sie zu und küßte sie, und da sie sich erschrocken wehrte, zuckte die Besinnung durch mich hin, ich freute mich meiner Kühnheit, ein allmächtiger Trotz sprang in mir auf, und ich wurde noch kühner.

Ich war stolz darauf, wie ein Sieger nur sein kann! und so selig! Ich stand im Nebenzimmer am offenen Fenster und sagte: „Eine Posaune! Victoria möcht ich blasen in die Winde hinaus!“ und trat zurück und lauschte und wollte wieder neben hinein treten; aber ihre leise Klage klang mir noch so unwiderstehlich im Herzen. Endlich hörte ich einen tiefen, tiefen Seufzer, dann ihre Schritte bis zur Thür auf den Flur und nach einer Pause ging behutsam die Thür; nachher sah

ich sie aus dem Haus treten, dem zerrenden Wind entgegen die Straße hinan eilen und im Dunkel verschwinden.

Der Wind raste heulend ums Haus herum wie ein ausgeschlossener Hund, wetterte den Akazienast auf die Dachrinne, fuhr auf mich los und wollte mich ins Zimmer hineinwerfen, aber ich hielt Stand und setzte die Hand wie eine Trompete an den Mund und blies ihm meinen Jubelmarsch entgegen.

Sich einmal, — doch einmal als ein Stück Naturkraft gefühlt und gewollt zu haben — — man mag sagen, was man will, es ist Jubel, es ist ein Stolz! Und diesem Stolz unterlag ich. Aber durch die tolle, betäubende Festmusik klang ein heimlicher süßer Flötenton. Und am andern Tage lauschte ich ihm so voll Glück und Sehnsucht, daß ich nur ihn allein hörte.

Das Mädchen fehlte in der Schule. Nachmittags hatte ich keine Stunden, machte einen Gang um die Stadt und kam zu dem Entschluß, möglichst ohne jeden Lärm eine Scheidung durchzusetzen und dann meine Schülerin zu heiraten. An die Einseitigkeit der Liebe glaubte ich nicht, glaube ich auch jetzt noch nicht. Auf mein Rachegelüst gegen

meine Frau und Anhang hätte ich verzichtet. Ich wollte sofort unter irgend einem Vorwand das Mädchen besuchen und Alles abmachen. Ich war so sicher, ich sah keine Schwierigkeit. Auf dem Wege zu ihr traf ich das Mädchen in den Anlagen; sie war wohl neben die Schule gegangen. Ich trat zu ihr — sie wollte mir ausweichen — ich sagte ihr, daß ich sie eben aufzusuchen gedachte; ich müßte mit ihr sprechen. Sie antwortete schroff: „Ich danke, ich bin nicht zu sprechen!“

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich mich scheiden lasse und daß mein Leben jetzt in ihrer Hand liegt.“

Sie antwortete nicht, sie schaute in ihre rechte Hand und that, als schüttle sie einen Tausendfüßler ab.

Ich erschrack und fuhr erst nach einer Weile fort:

„Ja — was soll dann werden?!“

„Ihnen das Allerschlimmste!“ rief sie sofort.

„Das war schon!“ entgegnete ich. „Bis gestern! jetzt ist's nicht mehr möglich! Aber Sie — — Sie?!“

„Ich? Ich wünsche, allein zu sein!“

Das war ein schmerzlicher Widerstand; aber

ich glaubte nicht an ihn. Mir war in diesen Tagen, als brauchte ich nur zu wollen und Alles müßte geschehen. Ich lief stolz und leicht wie ein Triumphator durch die Stadt. Ich war sicher und herrisch in jeder Regung. Die Schule war mir ein Spiel. Nach den Monaten meiner Nachlässigkeit und Halbheit wunderten sich Lehrer wie Schüler über mein rasches klares Regiment, das auf keinen Widerstand stieß und Alle belebte. Meine Frau sogar fing an unterzuducken, nach meinen Wünschen zu fragen, und tischte mir geschmeichelt den Kaffeeklatsch der Lehrerfrauen über mein plötzlich verwandeltes Wesen auf. Das gefiel mir: umso tiefer mußte ja nachher mein Hieb treffen! Es war mir Alles klar; ich wollte nur noch ein paar Tage warten, um dann noch einmal mit dem Mädchen zu sprechen, das unterdeß Zeit hatte, sich zu beruhigen und seiner Gefühle für mich klar zu werden.

Es kam wieder anders. Am sechsten Tag brachte man mir eine Pistolenforderung von ihrem Bruder. Ich denke, ihre Schulversäumnis war an den Tag gekommen, und sie hatte schließlich in der Not gestanden. Er hatte jedenfalls die ganz vernünftige Absicht, mich totzuschießen. Ich hielt das für unmöglich, da ich mich erst am Anfang

meines Lebens fühlte, und nahm ruhig an. Ich hatte noch nie eine Pistole in der Hand gehabt und schoß dreimal sauber an meinem Gegner vorbei; er auch zweimal an mir, die dritte Kugel aber zerfetzte mir streifend den linken Aermel; er war nicht mehr zu flicken, ich mußte einen neuen einsetzen lassen. Ein geringer Vorteil für einen Reserveleutnant! er war auch nicht zufrieden damit und forderte mich aufs Neue. Ich lehnte ab, da mir mein Gefühl ja nun genugsam bestätigt war. Seiner Schwester hatte ich noch vorher ebenso ausführlich erklärend wie bestimmt geschrieben und bekam nun den Brief zurück, ohne Bemerkung, aber jedenfalls gelesen. Also sie wollte mir entgehen, meine Eroberung, mein Stolz wollte sich mir aus der Hand winden! Da stellte ich mich hin und streckte die Arme aus und faßte das Scheinbild in der Luft mit entschlossenen Händen und schüttelte es und sagte: „Du gehörst mir und ich laß Dich nicht mehr los! und wenn ich es in die Welt hinein schreien müßte!“ Ich fühlte mich stärker als Alle, da nichts mehr, kein Vorurteil und keine Rücksicht, mich lähmte.

Ich erwartete gelassen, was nun geschehen würde. Da ich nicht totzuschießen war, mußte die

Familie anders vorgehen, — falls ich mich auf die Menschen verstand. Und sie that es! Ich kenne keine traurigere Komödie! Anstatt daß der Bruder mir einfach auflauerte und mich auf der Gasse zusammenhieb oder aber, wenn das Geschlecht zu schwachnervig war, stillschwieg um des Mädchens willen —! Sie kannten und wußten aus meinen Briefen doch genug von mir und hatten mein Leben und meine Führung jahrelang mit angesehen! aber den meisten Menschen geht über der kleinsten Ungewöhnlichkeit alle Urteilsruhe zum Teufel. Allerdings, hätten sie geschwiegen, so wäre ich matt gesetzt gewesen!

Anstatt dessen gingen sie erst einmal zu meiner vorgesetzten Behörde, um mich diskret aus dem Amt zu entfernen und zu ruinieren. Man forderte mich also auf, um meinen Abschied einzukommen. Meine Antwort war, ich fühle mich bei vollständigen Geistes- und Willenskräften und glaube, mein Amt mit gleichem Erfolge weiterführen zu können.

Nun schickte man, um die Sache und mich womöglich doch noch im Stillen abzuthun, meinen Schwiegervater Kirchenrat hinter mich und erweiterte auch dadurch wieder den Kreis der Mitwissenden. Er hielt mir eine lange Rede, die aus

Abscheu vor meiner Verworfenheit und Mitleid mit meiner tierischen Schwäche, mit meiner Frau und seiner Familie zusammen gemischt war; er bereute unendlich, mir die Hand seiner armen Tochter gegeben zu haben, und verlangte, ich sollte nun wenigstens um die Verwandtschaft vor der Oeffentlichkeit zu schonen, still um die Entlassung bitten; man werde dann weiter sehen, wie man mich über Wasser halte. Ich erwiderte, daß er mir die Hand seiner Tochter gegeben habe, schmerze mich schon fast ebenso lange, als ich sie besitze; die Eltern und Verwandten, die mir unerfahrenem Menschen ein solch teuflisches Geschenk gemacht, meine Mutter und mich Jahre lang mißhandelt und mich gezwungen hätten, meine Mutter Tag für Tag zu belügen, diese Leute zu schonen hätte ich gar keinen Grund; ja, je tiefer es der Sippe ins Fleisch und an den Hochmut ginge, umso freudiger wollte ich mich Allem aussetzen; übrigens schäme ich mich meiner That nicht im Mindesten, mute ihm aber nicht zu, dies zu begreifen.

Nun mußte ja weiter gegangen werden. Ich spielte va banque, denn das Zuchthaus wäre mir doch ein unangenehmer Aufenthalt für mein neues Leben gewesen; aber ich rechnete eben immer noch

auf die Skandalangst der Verwandtschaft und verrechnete mich nicht.

Es war wieder zwei Tage lang Ruhe, man sträubte sich wohl gegen die Notwendigkeit; aber dann kam Schlag auf Schlag — Amtsentsetzung, Anklage, Untersuchungshaft, Freilassung gegen hohe Kaution der Verwandten. In der Untersuchung verweigerte ich jede Aussage und gab von vornherein jede Anklage zu.

Es giebt Zeiten, die aus einem Menschen sein eigenes Gegenspiel herauslocken, oder muß man sagen: sein verborgenes, unterdrücktes Wesen? Schon möglich, daß es dieses ist! Es ist, wie unerwartet eine Quelle aus dem Boden bricht, und nach kurzer Zeit wieder verschwindet, nicht weil das Wasser versiegt, sondern weil es wieder unsichtbare Wege läuft! Aehnlich mag es sein. Ich ging erhobenen Hauptes umher und glaubte erst, ein Jeder müßte den Purpurmantel des Sieges, der Selbstbefreiung, meines eroberten Rechtes mich umwallen sehen; aber sie betrachteten mich scheu und mit Abscheu und erblickten keinen Faden von des Kaisers wirklichen neuen Kleidern, sondern nur die nackte, empörende Schamlosigkeit, die sich noch mit ihrer schnöden Verirrung brüstete. Blos ein Mann,

ein Gymnasialprofessor, ein zurückgezogener feiner Mensch, mit dem ich mich nur meiner Verhältnisse wegen nicht befreundet hatte, nur der konnte über der dunklen Paragraphengeschichte den Mann, dessen Wandel und Wirken er seit Jahren miterlebt hatte, nicht vergessen und trat zu mir und sagte:

„Was haben Sie gemacht? Es kann nicht so sein, wie es erzählt wird! Spielen Sie Komödie oder schweigen Sie?“

Ich antwortete ihm: „Ich rufe es ja laut aus! aber da Niemand Ohren hat, scheine ich zu schweigen.“

Ja, ich stolzierte in meinem neuen Menschen! und schwelgte und berauschte mich erst recht in ihm, weil ihn Niemand sah und begriff! Wie freute ich mich über all die falschen Deutungen, über das Geläster in den Zeitungen, über allen Schimpf und Hohn und Abscheu und Fluch, die, je weniger sie mich trafen, um so sicherer die Familie bis aufs Blut peinigten.

Jene junge Witwe, mit der ich einige Wochen verkehrt hatte, lauerte mir einmal auf und redete übertriebenes Zeug: Sie verstehe mich! Was die Leute schwätzten, sei beschränktes Gefasel. Ich sei

ein Mann, wie ihn sich eine rechte Frau wünschen könnte. Sie beneide das Mädchen — —

„Schade!“ brummte ich, da mich ihre Rede verdroß; vielleicht mit Unrecht: denn war sie auch kein höher angelegtes Weib, so doch eine ursprüngliche, starkempfindende Natur, die den Kern der Sache instinktiv erfaßte. Sie überhörte wohl den Hohn meines Wortes und sprach weiter. Aber wer könnte ertragen, daß Eine kommt und sich in seine Gefühle für eine Andere hineinreden will!

„Schweigen Sie!“ schrie ich sie an und muß wohl ein gefährliches Gesicht gemacht haben; denn sie fuhr wie von einem Stoße bei Seite, strauchelte und lag im Schnee. Ich ließ sie liegen und sah sie an, als wär ihr Fall mein Wille gewesen, und erst, als sie ungeduldig die Hand ausstreckte und weinerlich rief:

„Helfen Sie mir doch auf, Sie — Ungeheuer!“ hob ich sie ernst empor und sagte kein Wort. Nach einer Weile sprach sie:

„Sie verachten mich — und ich war stolz darauf, daß ich Ihnen Das alles sagen konnte!“

Ich erwiderte: „Ganz im Gegenteil! Aber ich habe gegenwärtig harte Hände — und bin auch

stolz darauf!“ Dann ging sie still nebenher wie ein Kind; ein paar Mal schaute sie mich an, als hätte sie etwas auf dem Herzen, aber erst als wir uns trennten, fragte sie ganz zaghaft:

„Sie — Sie werden doch Denen nicht das Vergnügen machen?“ Ich verstand sie, gab aber keine Antwort darauf.

Welch heillosen Jammer ich in dieser Zeit dem Mädchen geschehen ließ, beachtete ich gar nicht; ich war nur immer gereizt, wütend und zum Aeußersten entschlossen, wenn ich an sie und ihren Widerstand dachte. Ich hatte ihr noch einmal geschrieben und den Brief wieder zurückbekommen; ich war der festen Ueberzeugung, daß es nur am richtigen Wort läge; daß sie sich im Herzen als die meine fühlte; daß ihr das Bekenntnis nur entrissen werden müßte! daß ich sie durch persönliche Aussprache gewinnen würde. Ich belauerte tagelang bis tief in die Nacht ihr Haus, sah jeden Bewohner aus und eingehen — sie nicht! eines Abends stellte ich ihre Dienstmagd und brachte heraus, sie sei auf Reisen; wo? wußte sie nicht und erfuhr ich auch sonst nicht.

Nun hatte ich es wirklich in die Welt hineingerufen, daß sie mir gehöre, und es hatte doch

nichts genützt! Sie gehörte mir doch nicht ganz! Wie die Pocken Einen in der Jugend für sein Leben zeichnen, ohne ihn mitzunehmen.

In meinem Taumel, der wohl jener Tollheit der Soldaten in der Schlacht ähneln mochte und etwas Anderes so wenig wie sich selbst schonte, fühlte ich diesen tiefen Hieb nicht so bald und glaubte auch *jenen* Traum wie unnützen Ballast oder wie ein verbrauchtes Werkzeug stolz wegwerfen zu können — der Rausch verflog, der Traum aber nicht.

Die Wirkung auf meine Frau und Familie ließ nichts zu wünschen übrig, ich hatte nichts mehr zu thun, und eines Samstags verschwand ich, Montags stand ich auf einem genuesischen Dampfer, und der ging eben zufällig nach Brasilien. Wie großhansig mir noch auf der Ueberfahrt, noch hier im Immigrantenhaus zu Mute war, das können sie an der Wand des Gepäckschuppens lesen, es steht noch dort; jedesmal, wenn ich hinkomme, sehe ich es an, mit immer anderen Augen; aber ich laß es stehen. Damals war es, wie wenn der Indianer auf der Flucht sich noch einmal umdreht und höhnend die erbeutete Kopfhaut schwingt. Ja — der Rausch verflog, der Traum

aber nicht. Das Mädchen —?! Aber haben Sie schon je einen Menschen gefunden, der begriffen hätte, warum das Schicksal gerade ihn schlug?

Nein! ich möcht es — — nicht ungeschehen wissen!“

„Nein!“ sagte ich; denn mein Fressen hatte ich nun ja gefunden, wenn es auch nicht gerade sehr köstlich und leicht verdaulich war. Und ich sah dahin, wo eben seine Stimme verstummt war, denn ich hätte ihm gern aus den Augen gelesen, ob das alles Ernst sei, ob er nicht Vieles vor Scham so laut und nachdrücklich und prahlerisch vorgetragen habe, um das Urteil des Hörers zu überrumpeln und zur Zustimmung zu zwingen, und ich wartete, ob er nicht die Komik, die da und dort unfreiwillig durchgebrochen schien, durch ein saftiges Wörtlein hinterdrein bestätigen und stärken würde; aber er schwieg und ich sah ihn nicht in der Finsternis. Da blieb ich auch still und erlebte es noch einmal im Geiste, wie er im Ueberschwang aus einer Schwäche in die andere fiel, gleichwie eine Weidenrute, deren Spitze beschwert ist, nieder=

hängen und, wenn ein Windstoß sie einmal aufsträubt, sich eben nach der anderen Seite hinabbiegen muß. Und weil der Augenblick, dem er erlegen war, in anderem Falle Wille und Werk eines Menschen hätte sein können und weil seine That erschreckend war, hielt er sich für einen Helden und Sieger?!

Und doch sah ich ihn dahinkeuchen unter der Wucht seines Schicksals, unter der Last seiner Jugend und seiner befreienden Mannesthat! sah, wie er in diesem Urwaldleben ohne Mitleid mit sich und ernstlich bemüht war, sich mit neuem Bewußtsein, neuer Freude und neuem Leide zu erfüllen, und wie er doch zurückverlangte, wie ihm die Vergangenheit, die zertretene, nie Ruhe lassen konnte, mochte sie ihm nun durch einen Menschen ihre Mahnung schicken wie durch mich, oder in einem Duft oder Wind oder Sonnenblick oder Kindesauge!

Vielleicht, dachte ich, entsteht dadurch daß er heute zum ersten Mal seine Geschichte einem andern Bewußtsein übergab, ein neues Fühlen in ihm, ein neuer Zweifel, neue Scham!

Wer weiß, was zuletzt bleiben wird? Das Leben ist ein feiner, feiner Filter; das Tröpflein

Seele, das sich durchdrängt und am Ende hinaus-sickert, wird vielleicht so klar sein, daß sich die rosige Sonne des anderen Himmels voll Freuden in ihm spiegeln mag.

Prinz Wieduwitt



„Daß Sie so ledig bleiben!“ sagte ich und streifte ihn mit einem kurzen Blick, dann sah ich in das wirbelnde, gelbe Wasser des angeschwollenen Stromes. Wir hatten gebadet, mit den launischen, von Tag zu Tage wechselnden Strömungen gekämpft und lagen nun zwischen den dunkelbraunen Felsen in blühender Nacktheit auf dem Ufersand. Eine Embahuba, die einige Schritte vom Ufer sich auf ihrem geschweiften Wurzeldreifuß mastgleich in die Luft hob und erst ganz oben den Kronenkandelaber trug, warf ihr Bißchen Schatten auf uns herab, die schmalen, spitzen Blättchen der riesigen Bambuswedel daneben zitterten kaum und die großen Blätter der Bananen hingen wie zersetzte Fahnen still in der Luft; aber der Strom rauschte ungebärdig.

„O diabo! er steigt!“ brummte mein Gefährte. „Morgen wird es kein Fährmann wagen und ich

werde am Rodeio absatteln und bei Mutter Paupitz liegen bleiben müssen. —

„‚So ledig'“ ist übrigens gut. Sie haben recht: ledig sein ist hier scheusäliger als sonst wo. Eine Familie ist hierzulande eine geringe Last, leicht wie für die Schnecke ihr Haus und könnte dabei der sicherste Schlupfwinkel sein. Könnte —!

Man hat Ihnen noch nichts von mir erzählt? Sie sind halt erst kurze Zeit in der Kolonie und haben auch so eine beneidenswert süffisante Art, mit den Leuten umzugehen. Fragt mich da gestern der Lehrer Gyger, mit dem Sie vorgestern ein Stück Weges heraufritten, was Sie denn eigentlich für ein Mensch seien; Sie hätten so gemütlich und teilnehmend ausgesehen, daß er warm geworden sei und sich Mancherlei vom Herzen heruntergeredet habe — auf Deutsch: geklatscht und gestänkert — als er aber im besten Zug war, hätten Sie ihn so unsäglich verwundert und gelangweilt angeschaut, daß er einen ganzen halben Satz verschluckte und seine Zunge am liebsten noch dazu hinunter geschluckt hätte.“

„Ach was?! ich erinnere mich garnicht; hab ihm garnicht zugehört.“

„Daß ich so ledig bleibe —?“ er lächelte mit

dem bitterspöttischen Zug um Oberlippe und Nüstern, der verhüllte Scham ist, und blickte zu Boden, dann reckte er sich nach seinen Kleidern, langte aus der Rocktasche einen schwarzen Gummitabaksbeutel, nahm ein Blättlein Maisstroh — das im Urwald das Cigarettenpapier vertritt — schüttete sich ein Wenig Tabak auf die Hand, warf dann mir den Beutel zu und begann, während er den schwarzen Tabak in der Hand zerrieb:

„Also — warum ich so ledig bleibe! Nur ruhig! ich fasse Ihre Worte durchaus genau so auf, wie sie gemeint sind: nicht als Neugier oder indiscrete Frage, sondern als unmittelbaren Ausdruck Ihres Mitempfindens meiner Halbheit. Ich bin hier, habe mich eingewöhnt und bleibe in Brasilien, ich habe genug erworben, um mich irgendwo anzukaufen, selbständig etwas anfangen oder auch behaglich auf einer Besitzung leben zu können, habe meine Abenteuerlust und Unruhe längst gebüßt, habe an diesem Reiseleben an und für sich gar keinen Gefallen mehr — und bleibe doch seit Jahren in derselben unansehnlichen, ruhelosen Stellung, dahinter muß natürlich etwas stecken. Quem seï? man schwatzt wohl allerhand.

Es sind jetzt ja erst ein paar Tage, daß wir

einander kennen; aber zwei „Menschen“ finden einander aus dem Haufen bald heraus. Wir hausen miteinander, wir reiten, rauchen und baden miteinander wie alte Schulkameraden, die sich wiederfanden, und freuen uns über einander. Morgen, übermorgen scheiden wir wieder, vielleicht sieht Keiner den Andern mehr, hört Keiner mehr was vom Andern, selten nur kommt Einem das warmsonnige Bild dieser paar Tage unversehens ins Herz und er murmelt: „Ein netter Kerl! Schade!“ und starrt in die Ferne und läßt die paar fernen Tage langsam zur Schau aufziehen und sucht nach dem Inhalt, der ihn so bewegt, und findet nichts als Ruhen, Essen, Rauchen, Reiten, Baden, Plaudern wie sonst auch; aber in Gemeinschaft nicht mit den tausend Anderen, Vergessenen, sondern mit dem Einen, und sagt wieder: „Ein netter Kerl! halt einmal ein Mensch!“

Gestern dachte ich einmal: „Wenn ich doch garnicht seinen Namen wüßte! Welcher Wesenszug mich dann wohl zum Benamsen drängen würde? Ich sann eine Cigarre lang darüber nach, fand aber das Richtige nicht. Und jetzt will ich Ihnen erzählen, warum ich so ledig bin; dann werden wir einst nicht lang zu suchen haben nach

dem Herzschlag dieser Tage — ich werde gleich wissen: „Der Mensch, dem ich so was erzählen konnte!“ und Sie: „Der Mensch, der mir das erzählen mochte!“

Vor fünf Jahren ritt und fuhr ich noch für ein großes Rio-Haus in halb Brasilien herum und verkaufte Kleiderstoffe und hauptsächlich Pallen. Sie haben hier sicherlich schon Manchen in dunkelbrauner Palla herumreiten sehen, auf der die ganze Zoologie in weißen Silhouetten aufgedruckt oder eingewebt war — diese Decken habe ich hier eingeführt und damit ein ganz erkleckliches Quantum von zoologischen Anschauungen.

Nun, eines Nachmittags ritt ich die Kolonie herab, ich war droben im Pommerland gewesen und brachte eine herzliche Freude mit zurück über die unermüdliche Rührigkeit der Leute, über den stolzen, schmucken Stand ihrer Besitzungen, die damals schon wie heute die schönsten waren im ganzen Municipio. Ein prächtiges Kolonistenmaterial, diese Pommern! Daß ich sonst nicht für den hiesigen Kolonisten schwärme, haben Sie ja auch schon gemerkt. Unser Ideal eines Ansiedlers stammt aus Nordamerika — nicht wahr? — und hat, so sehr Cooper und Sealsfield und Genossen auch

Schönfärberei getrieben haben mögen, doch sicherlich genug Wirklichkeit in sich; aber der nordamerikanische Farmer stand nicht blos im Kampf mit der Natur, und gar tropischer Natur, sondern auch mit den Rothäuten, mit Franzosen und Engländern. Und nur der Kampf mit dem Menschen entwickelt die menschliche, die moralische Größe. Der Kampf mit der Natur kann das nicht. Drum ist der „Mensch" hierzulande so minus! Vielleicht, wenn einmal der Deutsche hier stark genug ist, wenn der Rassenkampf beginnt: „Hie Germane, hie Luso-Brasilianer!" vielleicht dann — vielleicht. Ich glaube es nicht einmal. Es ist schon zu viel Vermischung, Rassenragout! Zu wenig Rassen- und Farbeninstinkt und -stolz! Was ich erzählen will, wird nebenbei ein Beispiel dafür sein.

Wie ich also ganz nach Laune meines Pferdes stromabwärts trabte in der Sonnenhitze und im Vogelgeschrei und an die freundliche Pommerstraße zurück dachte, gewahrte ich auf einmal dicht vor mir einen leeren Bretterwagen, auf dem vorne ein halbwüchsiges Mädchen saß und lenkte. Das ist nichts so seltenes, und ich trabte vorbei. Als ich aber beim Gruß das Kind anschaute, hielt ich unwillkürlich das Pferd zurück; doch gleich, wie ichs

merkte, schnalzte ich mit der Zunge und setzte es wieder in Trab. „Die kommt auch gerades Wegs aus Grimms Märchen! Rapunzel mit den goldenen Haaren! Was sie doch für glückselige Kinderaugen hat, blaue! Die noch Alles verstehen! Ein dunkelgrünes Tannenkränzlein müßt sie tragen im goldenen Haar! Was will die hier?“ Ich ließ mein Tier langsamer thun, um von dem Kind überholt zu werden und es noch einmal zu sehen. Ich konnte sie nur anlächeln, als sie an mir vorbeifuhr. Nachher aber schlug ich wieder Trab an, um das schöne Spiel zu wiederholen. Und als ich nun mit ihr in einer Linie war, da stand sie auf im Wagen und trieb die Pferde mit dem Leitseil an und nickte mir seelenvergnügt zu. O mit welcher Lust sie dastand auf dem rüttelnden Wagen und die Pferde hetzte, im flatternden, blauen Kattunkleid und wehenden Goldhaar! Und mit welcher Lust ich sie ansah im Wettrennen. Schließlich gab ich meinem Gelben einen leisen Schenkeldruck und mit ein paar Sätzen war ich weit voraus. Ich schwang den Hut und rief „Gewonnen!“ und wartete auf das Fuhrwerk. Lustig lachten ihre blauen Augen aus dem geröteten Gesichtlein heraus und sie rief:

„Ja — wenn ich auf Ihrem Gelben säß, thät ich auch gewinnen!“ —

„Das kannst Du ja versuchen!“ gab ich zurück und sprang ab, „wir wollen wechseln! Was kriegt — (wer gewinnt?“ wollte ich sagen, es kam mir aber zu abgedroschen vor und ich verschluckte es). Sie schaute verlangend meinen Gaul an und bedauerte:

„Ja aber — auf dem Herrensattel —?“

„Kannst ruhig wie auf einem Damensattel draufsitzen; ich mache den linken Steigbügel kürzer. Wenn ich Dich hinaufsetze, wirft Dich der Gelbe nicht ab. Freilich schlagen oder reißen darfst Du nicht; das ist er nicht gewöhnt.“ Ich hob sie wie ein Kind von ihrem Wagen herunter. Es lüstete mich einen Moment, mir meinen Preis zu nehmen; aber unsere Unbefangenheit war mir doch viel köstlicher, über Alles köstlich! Dann stellte ich mich neben das Pferd, bot ihrem Füßchen meine Hände und meine Schulter ihrer Hand, und sie saß droben, ich hatte sie nicht gespürt. Während sie hin- und herrückte und das Kleid zurecht zog, guckte der Gelbe langsam zurück und dachte: „Das ist mir ein schöner Reiter!“ Da klopfte ich ihm den Hals und sagte: „Benimm dich höflich, Gelber!“ —

Sie lachte: „Wenn jetzt aber Eines käm und mich säh; sie sagen mir immer, ich sei jetzt erwachsen und sagen mir auch schon „Sie"!" —

„So? sie sagen Dir „Sie"?" In der That, ihr Körper war schon recht jungfräulich mit seinen vierzehn Jahren; ich hatte immer nur das Kindergesicht betrachtet. „Sie sagen Dir „Sie"? Wem gehörst Du denn?" ich stand auf ihrem Wagen und fuhr neben ihr her. Sie sah mich groß an und lachte:

„Ja — kennen Sie mich denn nicht? Sie waren ja vorgestern ganz lang bei uns in der Venda!"

„Hab Dich noch mein Leben nicht gesehen! Bei wem denn?" —

„Holzwart? — O, ich kenn Sie aber ganz gut mit Ihrem langen Bart und Ihrem Gelben. Und Sporen haben Sie auch nie und auch keine Reitpeitsche! Und den Gelben füttern Sie immer selbst. Gelt, ich weiß!"

Ich nickte nachdenklich: ich hatte das Kind noch nie bemerkt und wie oft war ich schon in Holzwarts Laden gewesen! „Wie heißt Du denn?" fragte ich.

„Christine."

„Christel?“ widerholte ich.

„So sagt auch die Mutter und so heiß ich viel lieber? Christine ist so langweilig lang. — Hopp!“ sie schnalzte mit der Zunge, der Gelbe lief gehorsamsten Trab und unser Wettrennen begann. Dies Mal verlor ich. Hätte wohl auch auf dem Gelben verloren. Ich war nicht dabei. So lernte ich die Christel kennen.

Und Das hielt mich im Land. Denn ich war damals Brasiliens schon gründlich überdrüssig, war heimwehkrank wie ein angeketteter Jagdhund und wollte zum deutschen Sommeranfang zurück. Wie sollte es auch ein rechter Kerl ohne ganz besonders schmerzlichen Zwang, ohne — mindestens! — eine große Wut und Entrüstung im Herzen länger, als nötig ist, fern von der Heimat aushalten können! „Ubi bene, ibi patria“ ist ja doch die schamloseste Würmerdevise! —

Ich wollte nun bleiben, bis ich Christel mit heimnehmen könnte. Es mochte mir jetzt natürlich nicht weiter behagen, durch alle brasilianischen Breiten zu streifen, während hier dieses liebe Menschenkind in unbegreiflicher Unberührtheit aufwuchs und sich entfaltete. Ja, wär es mir auch nicht näher gegangen, so hätte mich schon das Staunen, die

Wißbegier festgehalten. Wie selten ist ein verstehendes Herz da, um solch einem Wunder zuzuschauen, und wie selten ist so ein Wunder!

Es hatte sich damals gerade in Rio eine Companie gebildet zur industriellen Ausbeutung der Kraft des Stromfalles da unten, hatte die Ländereien um den Salto herum angekauft und wollte eine Ramiespinnerei hinbauen. Ich hatte Beziehungen, bewarb mich und arrangierte mich, wie man hier sagt, d. h. ich bekam die Leitung der Vorarbeiten: Abholzen, Planieren, Weganlagen — ganz mein Geschmack. So saß ich hier fest, hatte eine lustige erregende Beschäftigung mit dem zuchtlosen Arbeiterpack, kehrte häufig in Holzwarts Venda an, ward bald ein gern gesehener Familienfreund, und da ich die Christel weiterhin duzte, wie ein Kind behandelte und in Allerlei unterrichtete, so argwöhnte Niemand etwas und unsere Unbefangenheit wurde durch nichts gestört.

Rücken Sie ein Wenig! Wir wollen im Schatten bleiben. Die Geschichte macht mir heiß genug. Und die Cigarre, die Sie grad fertig gedreht haben, geben Sie mir und machen sich eine neue!

O — in diesem eklen Dasein, wo man von

allen Töchtervätern und Töchtermüttern und mannbaren Töchtern auf seine Heiratsfähigkeiten, seine Ehemannsqualitäten hin abgeschätzt und beschnüffelt wird, ein Mädchen von jungfräulichem Alter zu finden — hier sind sie mit fünfzehn so weit wie drüben mit achtzehn — in der noch Alles schlummert oder noch nichts schlummert, die noch nichts von Geheimnissen weiß, noch nichts von Mann und Weib, die noch ihr Kindeswissen hat, ihr klarsichtiges, ungetrübtes, unirdisches, und noch weiß, daß der Geschlechtsunterschied nur eine zufällige Aeußerlichkeit ist, — der Kamerad dieses gesegneten Wesens sein zu dürfen, o, Sie können sich einbilden, welche Seelenerquickung und Reinung das war und Verjüngung!

Ich hatte mich bis dahin oft und immer öfter gefragt, was ich denn eigentlich in Brasilien wollte, hoffte und erwartete, so gewöhnlich und erlebensunwert war mir Alles erschienen — nun hatte ich die Antwort, und die war wieder einmal ganz anders, als ich mir hätte träumen lassen!

Ich gab ihr portugiesischen Unterricht — der Alte sprach immer davon, er wollte seine Venda verkaufen, nach dem Hafen hinunterziehen und Despachante werden — ich erzählte ihr von

Deutschland, lehrte sie deutsche Volkslieder singen und auf der Guitarre klimpern. Es kam fast nichts vor, was sich erzählen ließe.

Einmal hatte eine Altersgenossin von ihr in der Nachbarschaft Geburtstag und wir waren Beide eingeladen. Ich forderte sie zum Tanze auf, und mir schlug sie es nicht ab, wie den Jünglingen, die „Fräulein“ und „Sie“ zu ihr sagten. Sie hatte nämlich noch nicht getanzt; aber sie hüpfte mit so viel Geschick und rhythmischem Gefühl dahin, daß wir einen ganz famosen Walzer zu Wege brachten. Als ich aufhören wollte, rief sie: „Weiter! o weiter!“ und preßte sich so wild zitternd an mich und riß mich fort, daß ich erschrack, und mich zum ersten Male neben ihr ein Schauer überlief. Aber sie war harmlos glückselig und, als nachher die Geige schwieg und wir aufhören mußten, griff sie in ihrem Schwindel und Taumel so unbefangen nach mir und hielt sich lachend fest, daß ich mich vor mir selber schämte. Aber ich mußte doch denken; wenn nun dieses Aufflackern einen Andern angeglüht hätte? und dieser Gedanke schüttelte mich; denn was ein junger Mensch ist, wußte ich, weiß Gott!

„Kann ichs?“ fragte sie nachher, als sie fest-

stand, und ihre Augen sprühten vor Wonne. „Aber doch ein Bißchen?! Nein, aber, daß man so schwindelig wird! Wird man das immer? Je! wenn ich mit einem Andern getanzt hätte! — ich wäre ja gerade hingeschlagen! Gewöhnt man sich daran?" —

Ich habe sie in jenen Zeiten genau beobachtet, freilich ohne eigentliche Absicht dazu; es war mehr so ein Angaffen, ein verwundertes Zuschauen. — Eine Venda, dies Zwitterding von Handlung und Schenke ist ja doch sicherlich auch der ungeeignetste Boden für so eine Blüte. Jede äußere Bedingung war doch vorhanden, um das Kind bei Zeiten mit allen Verhältnissen bekannt zu machen — daß sie nicht gern im Verkaufsraum war und ihn mied, wann sie nur konnte, will dabei wenig heißen; denn sie mußte immer noch häufig genug darin sein. Sonderbar war ihre Zuthunlichkeit und Unbefangenheit allen Denen gegenüber, die noch „Du" zu ihr sagten und sie als Kind nahmen; da war sie wirklich noch ein harmloses Kind. Redete sie Einer mit „Sie" an, so war sie gleich verscheucht, kam ungern zum Vorschein, war kleinlaut, gedrückt und schämte sich. Ein paar Mal geschah es in meiner Gegenwart, das Einer in seiner Schnaps-

laune das Gelüste nicht unterdrücken konnte, das aufblühende, schämige Kind mit derben Witzen verlegen zu machen. Das erste Mal sprengte mich die Wut, so daß ich gräßlich dazwischen fluchte und dem Kerl das Wort wie ein Knebel im Munde stecken blieb; doch hatte ich noch genug Geistesgegenwart, meinem Auffahren eine Schwindeldeutung zu geben, so daß ich mich nicht lächerlich und das Kind nicht noch gar erst recht auf den verborgenen Sinn aufmerksam machte. Ihr schmerzliches Erschrecken aber bei meinem Ausbruch, ihr ungläubiger Angstblick — das war bei mir wie ein chirurgischer Eingriff, als werde mir wildes Fleisch weggebrannt, oder eine dicke Hornhaut von der Seele gelöst, so daß ich plötzlich meiner Verrohtheit inneward, meiner jahrelangen bequemen Hartfühligkeit, und mich wieder schämte und quälte, wie bei meiner ersten Lüge — vor langen, langen Jahren!

Nun, übrigens merkte ich, daß Christel von solchen Reden gar nichts verstand und auch nichts hinter ihnen suchte; und darum konnte ich ein ander Mal ruhig sein.

Manchmal, wenn ich mich so um daß Kind sorgte, kam mir auch fast der Wunsch, es möchte

ihm gerade durch so einen besoffenen Ekel die Binde vom Auge gerissen werden; der Verlust würde so doch weniger schmerzen als von lieber Hand.

Viele würden über meine Worte lachen und trompeten: naturalia non sunt turpia! aber eine Plattheit wird dadurch nicht besser, daß sie lateinisch ist. Hat mich eine Klapperschlange gebissen und kreist das Gift in meinen Blut, so kann ich einen Liter Schnaps hinunterstürzen, ohne im Geringsten trunken zu werden; bin ich aber nicht gebissen, so tötet mich der Liter Schnaps! Drum wünschte ich ihr manchmal so einen Giftbiß.

Im Allgemeinen aber schaute ich nur staunend zu, wie sie sich ohne Schaden durchs Gedränge schob in ihrem kostbaren Gewand, und ich mußte immer an einen Jugendgespielen denken, einen Schulkameraden. Der war voll Musik schon als Kind. Er summte oder sang fortwährend vor sich hin, was er von Melodien nur irgendwo erlauschte, und eigene dazu, und lebte so tief in den Klängen, daß er Alles um sich vergaß, und ihn nichts störte. Einmal holte ich ihn nach der Schule ab, es war Jahrmarkt, und wir gingen auf den Meßplatz. Ich hatte schon Alles ausgekundschaftet und er-

zählte ihm von den blauen Handelstürken mit dem roten Fez über dem gelben Gesicht, von den waschechten Indianern, ganz wahrhaftigen Irokesen wie im Lederstrumpf, und er trottelte nebenher, den schweren Kopf auf die rechte Seite geneigt, und sang und sang ohne Aufhören. Wir kamen auf den Meßplatz und es war ein Heidenlärm von Ausrufern, Marktschreiern, Trommeln und Becken, Drehorgeln, Trompeten und Carussels; unzählige robuste Melodien robuster Instrumente rangen mit einander und erwürgten einander in dem tollen Getöse; ich verstand mein eigen Wort nicht mehr und schwieg, der Heinerle aber ging dahin und sang klar und sicher seine Weise, eine ganz weltfremde Weise, und wurde durch all den Lärm nicht beirrt, er sang, als sei er im stillen Wald: mir fiel es auf und ich lauerte darauf, daß er endlich drauskäme, und schließlich graute mir vor ihm, wie vor einem Nachtwandler. Ich wagte nicht, ihn zu wecken, und wir durchquerten teilnahmslos den Meßplatz, verließen ihn am andern Ende und gingen in den Wald und Heinerle sang und sang. Das war die erste Wirkung des Genies auf mein Gemüt, ohne daß ich schon den Begriff „Genie“ kannte. Von Stund an war mir der Heinerle

etwas Uebermenschliches, ehrfurchtgebietend, heilig. Er war trotz unsäglichem Fleiße ein schlechter Schüler — was soll auch die lebendige Musik auf dem Gymnasium! — und ich Lausbub mit Leichtigkeit einer der besten und hatte auch einen gehörigen Stolz darauf und die übliche Geringschätzung für die am Schwanz; aber den Heinerle hab ich von dem Tag an nicht mehr zu bemitleiden gewagt, ich war stolz, wenn er mir eine Rechnung oder einen lateinischen Stil abschrieb oder wenn ich ihm eine geometrische Zeichnung machen durfte; und wenn ein Lehrer einmal ungeduldig und grob mit ihm war, fühlte ich dieselbe Beklommenheit und Angst, wie wenn ich oder eins der Geschwister gegen Vater oder Mutter ungezogen war.

Er starb früh. Das Gymnasium hat ihn auf dem Gewissen.

Nun, an den Heinerle mußte ich denken bei Christel und die Aehnlichkeit ging mir nicht mehr aus dem Kopf, und ich sagte mir immer: keine Angst! auch sie durchschreitet das wüßte Gewühl, versunken in ihre reine Melodie, und erkennt es nicht und wird nicht wach und verläßt es am anderen Ende; wenn ich sie nur dann auch in die Stille begleiten darf, wo ihr kein Schlafwandel

mehr nötig ist! Und mit dieser Aussicht schmeichelte ich mir auch.

Und einmal genoß ich auch schon im Voraus jenen heiligen, wunderbaren Märchenfrieden im Walde, jenseits des drohenden Gedränges. Sagen Sie, ob *Das* nicht *schön* war!“ —

Er legte sich der Länge nach auf den Rücken, zog ein Bein an, daß sein Knie in die Höhe stand, und schaute schweigend zum Himmel auf. Ich betrachtete nachdenklich den straffen Manneskörper, der vom Bad und Sonnenschein leicht gerötet, so warm leuchtete auf dem dunklen Felsgrund; über das Gesicht und die obere Brust wehte ein Blätterschatten hin und her, daß der lange rotblonde Vollbart wie rinnende Goldfäden schimmerte. Ich dachte: wozu sollte auch die Natur so einen festen, zähen Menschen gemacht haben, wenn sie ihm nichts zu tragen gäbe?! Alles empfinden und Alles überwinden, und schön überwinden — nicht Jeder macht ihr das vor!

„Eben haben Sie etwas versäumt!“ unterbrach er mich, ohne sich zu bewegen. „Ueber mir, weit, weit über mir stand ein leuchtend weißes Wölklein im Blauen, wie eine ungeheure Schneeflocke. Ich sah ihm zu und wunderte mich, wie es stillhielt

und sich nicht veränderte, — und nun auf einmal ist es hinweggesogen, vergangen, urplötzlich wie ein Licht ausgeblasen wird. So etwas geht mir durchs Herz mit einer Sehnsucht, als müßt ich es nachmachen können.

Nein! der Himmel ist zu gefährlich! ich will lieber die Augen zumachen, damit ich weitererzählen kann und noch fertig werde in diesem Leben.

Was doch Alles aufwacht, wenn man die Augen schließt! Wie der Strom nun auf einmal erbraust, wie die Bambus- und Bananenblätter zischeln und rascheln, die habens wichtig! und wie die Anus im Gebüsche schreien! Das sind diese großen schwarzen Vögel und immer am ärgsten in der frühen Nachmittagsglut. Und andere, deren Namen ich nicht weiß, gerade so groß und so gestaltet, aber gelb mit braun und schwarz — der Hufschlag schreckte sie auf und nun flatterten sie mit unendlichem Geschrei vor mir her von Busch zu Busch und von einer Seite zur andern. Das fuchste mich und ich trieb den Gelben an; aber das Geschrei jagte mit uns wie das Echo eines Tunnels mit dem Zug, nur daß ein Tunnel ein Ende hat. Ich ritt nun wieder langsamer und warf mir selber vor, daß ich Pans Schlummer,

die glühende, müde, verschnaufende Stille störte, — wäre am liebsten abgestiegen und hätte mich unter den Baum gelegt und mitgeträumt; aber ich mußte doch meinen Arbeitern auf die Finger sehen. Als ich an der Venda vorbeikam, saß Christel im Schatten auf der Veranda bei einer Näharbeit. Da sprang ich denn ab, nur um guten Tag zu sagen, und ließ mein Pferd unter einer der Palmen vor dem Hause stehen.

„Da sehen Sie!“ rief mir Christel zu, schon ehe ich auf der Veranda war, und zeigte mir an dem Kleid, das sie gerade flicken wollte, einen ellenlangen Riß.

„Selbstgemacht?“ frag ich.

„Ja, von der Leiter gefallen beim Kaffeepflücken, so hoch runter, und hängen geblieben!“ sie sah sehr stolz aus.

„Jetzt gut' Nacht!“ lachte ich. „Ist das der einzige Schaden?“

„Ha ja! auch noch! Mutter war so schon erschrocken. — Wohin reiten Sie?“

„Hinunter in die Schwarzbachtiefe, (— die Seitenthäler heißt man Tiefen —) nach dem Burkart sehen; der fehlt schon seit gestern; will wissen, ob er krank ist oder Blauen macht.“

„So —“ sie fuhr auf „darf ich mit? darf ich mit? — Schon so lang haben Sie mirs versprochen! O bitte, nehmen Sie mich nun endlich doch einmal mit! Wozu hab ich denn jetzt auch den Sattel zum Geburtstag gekriegt? O gelt?“

Ich gab nicht gleich Antwort und schaute sie lächelnd gehaltenen Herzens an, wie sie vor Freude und Verlangen glühte und sprühte und zu mir heraufbettelte.

„O Sie —! Sie geben auch gar keine Antwort! Darf ich?“

„Von mir aus schon.“ Ich strich ihr scheu mit zitternder Hand über die Wange und wiederholte langsam: „ja, meinetwegen kannst Du schon mitgehen!“

„Hurrah!“ jubelte sie und sprang an mir empor und riß mir mit beiden Händen den Kopf hernieder und setzte mir einen Kuß auf die linke Backe, unter das Auge, und lief davon: „ich bin gleich fertig“ rief sie noch aus der Ferne.

Ich blieb gerade so stehen, wie ich stand, und fühlte noch die flüchtige Berührung ihres Körpers, und den Druck ihrer weichen Hände im Nacken und den herzhaften Kuß und den warmen Atem und strich mit dem Zeigefinger über die geküßte

Stelle und küßte den Zeigefinger und hatte lauter selige ungeschickte Gedanken; ich zitterte vor Glück. Und was ich doch nur dachte, klang mir im Ohr, als hätt ichs mit den höchsten Fisteltönen gesprochen.

Sonderbar! diese Fisteltöne!

Dann kam ihr Vater heraus, eine Mehlkelle in der Hand, begrüßte mich, fragte, ob mich das Mädel auch nicht stören würde, und forderte mich auf einzutreten. Dazu hatte ich keine Lust, und er ging nach ein paar Worten, geschäftig seine Mehlkelle schwingend, wieder hinein.

Ich schritt um das Gebäude herum nach dem Pasto, dem großen baumreichen Weideplatz, der dahinter lag. Es war ganz still und ich that ganz langsam. Im heißen Sande des Hofes hockten die Hühner und sonnten sich und bemerkten, daß ich sie behutsam umkreiste, und blieben ruhig sitzen. Ich holte ein Halfter vom Pflock und trat über den Zaun auf den Pasto. Da regte sich nichts. Die gelblichgrüne Rasenfläche, die gleichmäßigen, dunkelgrünen Kuppeln der Tangerinenbäume, die aus dem dunkeln Laub herausleuchtenden reifenden Früchte, die Baumschatten gerade unter den Bäumen, alles hielt still in der Gluthitze, als fürchte es,

bei der geringsten Regung der Glut zu nahe zu kommen und sich zu verbrennen. Und unter den niedrigen Bäumen standen die Pferde, ließen die Köpfe tief herabhängen und schliefen. Ich blieb auch stehen und rührte mich nicht, mitten in der Sonne, und mir ward, als sei ich auf einer Heimlichkeit und fürchte, dabei ertappt zu werden.

Ich dachte an das Mädchen und den Kuß und befühlte meine Wange.

Ein Pferd schlug im Schlafe träg mit dem Schweif um sich nach Fliegen, gleich danach ein anderes, und standen wieder ohne Regung. Das rührte mich, daß die Tiere im Schlafe keine Ruhe hatten und sich wehren mußten, und ich wartete, ob sie wieder gestört würden, und ich dachte: wenn mir Fräulein Hauschner oder sonst eine Appetitliche um den Hals gefallen wäre, hätte ich sie gepackt und verküßt und nicht so schnell losgelassen. Sonderbar!

Da gab es einen dumpfen Laut, eine überreife Orange plotzte herab ins Gras, und nun war es noch stiller.

Ich stand noch eine Weile, dann glitt ich vorsichtig über den kurzen Rasen und zwischen die

Pferde und hatte Christels Marchadór schon um den Hals gefaßt, als er seinen Satz machte, um mir zu entgehen. Die andern Tiere aber stoben erschreckt auf und davon; nicht weit, dann schauten sie her und begriffen, daß es nur auf den Fuchs abgesehen war, trottelten langsam unter den nächsten Baum und nickten wieder ein. Mir tönte immer noch das jäh ausbrechende, dumpfe Hufgehämmer über die weiche, stille Wiese hin im Ohre nach, während ich den Fuchs hinter mir herzog. Diesmal gackerten die Hühner nach allen Seiten auseinander nnd ließen ihre Sandnester; der Gelbe aber schaute ganz mißtrauisch nach dem Kumpan, den ich neben ihn stellte.

Gleich kam auch Christel mit ihrer Mutter; sie sah aus wie eine kleine Prinzessin. Sie trug ein leichtes moosgrünes Kleid, das bis zum Boden reichte und noch nachschleifte und erschien ganz erwachsen. Das goldblonde Haar war zu mächtigem Knoten am Hinterhaupt aufgesteckt und ein großer, runder, weißer Strohhut beschattete ihr glühendes, stolzes, erwartungsfrohes Gesicht. Nur die hohen Absätze klapperten, als sie über die Veranda eilte; aber sie gelten heute noch für fein in der Kolonie.

„Mm“ sagte ich, indem ich sie aufs Pferd hob, „der Schwarzbach wird Augen machen!“

„Nicht wahr?“ Die Mutter, eine zarte, blonde Frau, der man immer noch ansah, welch harte Zeiten sie hatte durchmachen müssen, lächelte und schaute voll inniger Freude das blühende Kind an. Ich blieb neben meinem Pferd stehen und sah nur den Blick der Frau und dachte: ist Die dem Herrgott dankbar!

„Ja,“ fuhr sie fort, „ich meinte, sie sollte ein helles, leichteres Kleid anziehen bei der Hitze; aber nein! das neue Reitkleid muß es sein! Nun, wenns ihre Freude vergrößert — was kann mir lieber sein?! — Eine Freude stören — Jemandem — Gott soll mich bewahren!“ Die letzten Worte klangen so ernst und tief heraus, daß ich die Frau dafür hätte küssen mögen. Und nun wandte sie ihre tiefliegenden, blauen, stets wie halbgeblendet hervorleuchtenden Augen auf mich und bat: „Nicht wahr — ich weiß ja, daß es unnötig ist, aber ich muß doch! — bitte, geben Sie Acht auf sie! Sie ist manchmal so übermütig. Ich lege sie Ihnen ans Herz!“

Ich dachte gut heimatlich: „Au läß! Da liegt sie schon, wenn du wüßtest, wie —!“ gab

der Mutter beruhigend die Hand und schwang mich hinauf.

Das war ein fröhliches Reiten. Ich fühlte mich so jung, wie ich nie war. Und so reich, wie ichs nie geträumt hatte! Ich hielt meinen Gelben zum flottesten Trab an und wäre am liebsten gleich im rasendsten Lauf davongejagt, um möglichst schnell außer Hörweite zu sein und nicht mehr zurückgerufen werden zu können. Und das Kind war so glücklich!

„Noch ein wenig schneller?“ bat sie immer fragend, und ich konnte es ihrem Blick nicht abschlagen. „Wie der Fuchs laufen kann!“ jubelte sie. „Gelt, fauler Kerl, Dich kriegen wir jetzt mal dran! — Wenn ich allein reite, muß ich ihm fortwährend die Peitsche geben, damit er nur wenigstens ordentlichen Marsch läuft, der faule, hartmäulige Kerl! — Jetzt, gelt jetzt kannst Du ausgreifen! — Er ist nämlich ehrgeizig und will nicht zurückbleiben. Das ist noch ein Glück, sonst könnt ich nie in Gesellschaft reiten. — O ist das schön! ist das schön! Ich möchte reiten, reiten, reiten wie der Wind und ohne Aufhören, weit, weit, so weit man sehen kann, bis zum Sargberg ganz dort vorn und hinauf und wieder hinab und bis

ans Meer und dann am Meer entlang und immer weiter! — Kann man am Meer entlang reiten? Gelt, da ist Sand —? O wie schön! wie weich muß sichs da reiten! Das thät Dir schmecken, Fuchs! — O — rechts wär das Meer — was hat das für eine Farbe? — blau? — das blaue Meer und schäumt manchmal dem Fuchs bis über die Hufen, das er erschrickt und einen Satz läßt mit seinen alten Knochen, und links der hohe grüne Urwald, nnd Papageien drin und Brüllaffen und dahinter der Sargberg — sieht man den vom Meer aus? — und andere, ganz fern und blau — ih, warum reiten wir nicht dorthin! — Hätt nicht gedacht, daß Ihr Gelber so bald in Schweiß kommt! Ach ja, mein Fuchs ist ja auch ganz naß! Man sieht es nur besser auf den hellen Haar! — Das Kleid ist gar nicht wärmer als ein Waschkleid, es sieht nur so aus. Nun hab ichs schon so lange und hab es noch nie benutzt. Wozu hab ich's denn? Nicht? — — Haben Sie eben den großen, blauen Schmetterling gesehen —? Oooh — so groß wie eine Schwalbe, noch größer und blau und goldschillernd und schwebte so still durch die Luft, man begreifts gar nicht, so still! und regt so sacht die Flügel, als hätt er Angst, die Luft aufzuwecken —“

So plauderte sie ohne Unterlaß, das Verschiedenste durch einander, was ihr gerade an die Seele rührte. Ich fing unmerklich an langsamer zu reiten; ich hätte den Ritt gerne ins Unendliche gedehnt. Ich dachte, Lieblicheres könnt ich nicht mehr erleben. Und der Strom rauschte so atemkräftig und flackerte in der Sonne und der blaue Himmel troff von Sonnenglanz und Glut und die Wälder standen still und ließen es schauernd über sich rinnen, Gold und Silber über ihr Grün, und die Schatten ruhten so heimlich, so zufrieden im Schutz der Bäume aus. — —

Wir ritten stumm dahin.

„Christel!“ rief ich auf einmal ganz unbewußt.

„Was denn?“ fragte sie.

„Was denn?“ wiederholte ich und merkte es nun erst. „Nichts weiter! Es ist so schön, ich hab was sagen müssen.“ — — —

Ehe wir zu dem Bache kamen, in dessen Thal wir einbiegen mußten, führte die Straße über eine Höhe. Da oben hielten wir an. Der Strom rauschte tief unten herauf, jenseits lag ununterbrochener, endloser Urwald, soweit man auf und abwärts sehen konnte, unstörbare Stille und grüne Einsamkeit;

dahinter hoben sich Waldberge und stiegen immer höher und gestaltenreicher, und das Grün ging in Schwarz über und das Schwarz in Blau und am weitesten dehnte sich der Sargberg.

„Ist das —!“ sagte sie leise und atmete tief und setzte noch leiser hinzu, „— heilig!“

„Dort droben —“ fragte sie, „war noch kein Mensch?“

„Wenige!“

„Schade!“ — —

Wir ritten stumm, langsam bergab. Natürlich langsam! Und dann in das schmälere Seitenthal, in die Schwarzbachtiefe hinein. Ein schlechter, schmaler Fahrweg windet sich, bald näher, bald ferner, am Bach hinauf, über kleinere Seitenbäche führen lotterige, wackelige Brücken, die Kolonieen stehen weit auseinander, manchmal durch Urwald von einander getrennt, und taugen nicht viel.

Als ich in mein Ziel einbog, blieb das Kind auf der Straße, und ließ es sich an der vollhängenden Tangerinenhecke wohlsein. Ich war gleich fertig mit meinem Besuch und dachte, indem ich auf die Straße zurücktritt: Schade, daß nun schon der Rückweg kommt!

Christel streckte mir mit saftglänzenden Händen

zwei geschälte Orangen entgegen und lächelte pfiffig. Ich aß und fragte nicht.

„Nicht wahr,“ sagte sie nun, „es heißt doch: erst die Pflicht und dann das Vergnügen! nicht? Mutter sagt das immer.“

Ich nickte: „Eigentlich ja!“

„Dann müssen wir unbedingt weiterreiten! Bis jetzt war's ja noch Pflicht!“ und sie lachte über ihre Schlauheit und gab dem Fuchs einen Schlag. Ich lachte mit und beugte mich gern ihrer Logik. So ritten wir denn weiter, thalauf.

„Bis zur letzten Kolonie! eher kehren wir nicht um! O ich möchte gar nicht mehr aufhören!“ rief sie und schwang lustig die Reitgerte. Im Nacken hatten sich ein paar Löcklein gelöst und wehten über den niedern Stehkragen ihres Kleides herab, und ich hielt eine ganze Zeit lang mein Pferd um Nasenlänge zurück, um das Flimmerspiel des feinen, krausen Goldhaares auf dem grünen Stoff zu betrachten. Lieblicher, feiner, nobler, distinguirter konnte ich mir's nicht denken.

Wir ritten aufwärts, der Bach blieb tief unter dem Weg, und ich konnte sie leicht immer einen Schritt voraus lassen, da ihr Fuchs bergan jeweils stürmte. Ich wurde seltsam still und nach-

denklich, während ich so das Mädchen halb von hinten betrachtete; ich weiß jetzt noch nicht, woran es eigentlich lag. Es geht wohl auch Andern ab und zu so, daß ihnen selbst das Vertrauteste plötzlich ganz neu und fremdartig erscheint.

„Au, wie schön!“ rief Christel und hielt an. „Wer da wohnt —!“

Rechts unten hinter einem großen, baumreichen Weideplatz hob sich aus einer dichten, schönen Baumgruppe ein ungewöhnlich hohes Holzhaus, hinter dem der Bach hart vorbeitrieb. Jenseits war wieder verwilderte Wiese und dann aufschießender Wald, Capoeira, an die sich steiler Urwald anschloß. Ich war schon früher vorbeigeritten und auch stehen geblieben.

Wer dort wohnt? Niemand. Das ist die alte, verlassene Mühle, die Du ja aus dem Liede kennst. Die ist aus dem Schwarzwald hierhergezaubert. Der Müller hat das Wunschhütlein des Fortunat besessen und ist mitsamt der Mühle übers Meer herübergeflogen. Vor zwei Jahren ist er gestorben und seine Kinder wollten nichts mehr von ihr wissen, weil sie zu einsam steht und hier hinten nicht weiter kolonisiert wird, und ließen das seltsame Ding und zogen eine Tagreise weit

stromaufwärts und bauten eine neue. Noch ein paar Jahre, und sie ist ein fauler Holzhaufen, und noch ein paar Jahre und es steht wieder Wald hier wie seit Jahrtausenden. Was soll auch hier eine Schwarzwaldmühle! Der Mann hätte damit zu Haus bleiben sollen an der Enz oder Murg oder Kinzig. Nun hat sie's und muß elend verkommen!"

Das Kind schaute mich an und verstand mich nicht; aber sie sagte, was ich dachte: „Wir wollen hinunter!" Wir mußten noch ein Stück weit der Straße, die im Bogen um das Mühlenthal herumzog, folgen, dann zweigte ein verwachsener Weg ab. Die Pferde brachen sich Bahn, am Haus stiegen wir ab und ließen die Tiere grasen.

Es sah wüst aus! Ein Teil des Daches fehlte, der Fußboden faulte, Thüren und Fensterläden waren schon ausgefallen oder hingen schief in einer Angel, und das Rad hatte nur noch ein paar morsche vermooste Bretter, die sinnlos ernst aus lustiger Blüten- und Blätterfülle auftauchten. Der Bach aber tollte übermütig drunter und drüber und ärgerte sich nicht über das Radgetrümmer, das ihm im Weg lag, und wirbelte vorbei und lachte die Mühle aus: „Wieder mal was überlebt!" und spuckte nach ihr.

Wir setzten uns dann im Schatten eines Orangenbaumes ins Gras und freuten uns der Kühle. Und wir schauten einander mit Herzenslust an und sie rief: „Ist d a s heut aber schön! Gelt aber, das war ein guter Einfall! Jetzt möcht ich eigentlich baden können?"

„Kannst Du ja!" sagte ich. „Dazu langt der Schwarzbach noch reichlich!"

Sie sah mich einen Moment überlegend an, dann lachte sie: „Ja, aber wenn Sie gucken!"

„Mußt mirs halt verbieten, Prinzessin Goldhaar!"

„Ja — wenn Sie folgen!"

„Tappigs Tappele, kannst mich ja anbinden!"

„Anbinden! womit denn? Haben Sie Schnur?"

„Rapunzel, Rapunzel! laß Dein Haar herunter!"

Sie sah mich erstaunt an, nach und nach begann ihr Gesicht zu lachen und sie rief: „Au ja! das wird fein!

Rapunzel! Rapunzel!
Laß Dein Haar herunter!

Ja, wart nur, Du alte Hex! ich will Dich kriegen!"

Sie löste den Haarknoten und schüttelte den Kopf, da floß das gesponnene Gold herunter an ihr, auf den grünen Rasen. Sie teilte eine Strähne ab und lachte:

„So! Gefangener, wozu hast Du auch so einen langen Bart! Her damit!“ und verflocht nun ihre Locke in meinen Bart und befahl: „Zieh mal, Gefangener!“

Ich that einen Ruck mit dem Kopf und schrie: „Autsch, mein Backen!“

Sie sprach ernst: „Merk Dir das, Gefangener, und ziehe nun nicht mehr! Nun nimm Dein Messer und schneide mir das Haar ab, hier zwischen meinen Fingern! Pfui, hast Du ein schlechtes Messer! Au — u! Ist das eine Froschkicks!“ Darauf band sie das freie Ende der Locke an eine blaublühende Staude, die neben mir wuchs, stand auf und drohte mir:

„Sei hübsch odentlich und fromm,
bis nach Haus ich wiederkomm!“

Sie wollte gehen.

Da faßte ich ihre Hand und kitzelte ihre hohle Hand und bat:

„Schickele, Mückele, aus mei'm Haus!
Hab kein Bröſele Brot im Haus!“

Sie brach sechs Tangerinen vom Baum und schälte sie, legte sie auf Schalenstücken neben mich hin und sagte:

„Keine Angst, Gefangener! ehe Du die sechste gegessen hast, bin ich wieder da.“

„Laß Dich auch nicht von einer Schlange beißen, Prinzessin Rapunzel!“

Sie schüttelte ihr Goldhaar und verschwand um das Haus herum.

Ich saß da und fing an meine Ration zu verzehren. Nach Kurzem rief es in hohen Tönen hinter der Mühle her: „huhu!“ und starkes Geplätscher erklang. Ich antwortete: „Ja, ich komme schon!“ Da grillte sie wie im Schrecken laut hinaus und plätscherte wieder. Ich aß fünf Apfelsinen.

Als sie dann zurückkam, griff ich zu der sechsten und sagte: „Pünktlich wie eine Fee! Eben will ich die sechste essen.“

„Was krieg ich, Gefangener, wenn ich dich befreie?“

„Die sechste, Rapunzel.“

„Das ist zu wenig! Mein Haar ist naß, erzähl eine Geschichte, damit es schneller trocknet! Das soll Dein Lösegeld sein.“ Sie legte sich so

ins Gras, daß ihr Haar weit um ihren Kopf herum den grünen Grund bedeckte. Da und dort schnellte ein keckes Kräutlein und Stäudlein zwischen den Locken in die Höh. Sie biß mächtig in die Frucht, die sie trotzdem angenommen hatte, hinein, daß der Saft spritzte und ein großer honigfarbiger Tropfen über ihre rote zartflaumige Wange bis unter das Ohr rann, und sagte im Kauen und Saugen:

„Wenn ich fertig bin, Gefangener, mußt Du anfangen!"

„Es war einmal die schöne Magelone —" begann ich.

„Nein — das weiß ich. Was Neues! was ganz Funkelnigelnagelneues!"

„Was Neues?" Ich legte mich vorsichtig neben meiner Staude zu Boden, auf die rechte Seite und machte zum Nachdenken die Augen zu: da kam mir plötzlich in den Sinn, wie wir Buben zu Hause vor dem Einschlafen, wenn die Schlacht zu Ende und Friede geschlossen war, einander Geschichten erzählten und zwar häufig, wenn uns gerade keine einfiel, die räubermäßig genug war, in der Eile selbst eine erfanden. Das war eine liebe Erinnerung und ich vergaß meine Aufgabe

und träumte mich zurück und war ganz erstaunt, daß es mit einem Male neben mir hieß:

„Nun, wirds bald, Gefangener?“ und ich Christel daliegen sah, als ich die Augen aufthat.

„Ja — es war einmal — es war einmal —“ hob ich an.

Wie oft seitdem hab ich mir verwundert wieder vorerzählt, was ich dem Kinde damals zusammenfabulierte! —

„Also, es war — ein — Mal — — ein Bach — der hatte eine Farbe, wie dünner, schwarzer Kaffee und darum hieß er Schwarzbach. Dem war es lange, lange Zeit gut gegangen und kein Mensch hatte ihm seinen verträumten Wandel gestört, so daß er es gar nicht anders kannte. Da kam auf einmal ein Müller von fern, fern her und baute eine Mühle an den Schwarzbach und der Bach mußte nun das Rad drehen und konnte sein eigen Wort nicht mehr verstehen vor dem Geklapper und Gesäge und Gepolter in der Mühle, und es war kein Wunder, daß er vor Wut spie und schäumte, sobald er ihr nahe kam. Gar zu gerne hätte er sie umgerannt und zerrissen und stückweis mitgeschleppt und versuchte es auch manchmal, hielt eine

Zeit lang an sich und schlich matt und friedselig vorbei, daß man glauben konnte, er höre schon die Engel im Himmel; dann aber kam er plötzlich mit gesammelten und verdoppelten Kräften herangebraust und stieß und rüttelte am Haus und brüllte in die ängstliche Nacht hinein, daß der Müller kein Auge zuthat und allfort mit der Laterne herumlief. Aber die Mühle stand fest und der Bach mußte es immer wieder verschieben.

Und der Müller hatte ein Töchterlein, das hieß nur das Goldele, weil es lange goldene Locken hatte. Wie das nun größer wurde, und schwimmen lernte, da spielte es am und im Wasser und am liebsten schwamm es im Bach herum und kannte keine Angst. Seitdem aber das Goldele so viel im Bach herumschwamm, stieg oft eine Nixe heimlich aus dem Wasser; das war der Schwarzbach selbst, der am Neumond Gestalt annahm. Die Nixe setzte sich nun neben dem Mühlrad, das sie drehen mußte, in den dunkeln Winkel unter den Busch und lauerte auf das Goldele. Niemand merkte es; lange Zeit; bis eines Tages, es war ein Feiertag, ein Müllerbursch, der sich neben dem Busch zum Mittagsschlaf ins Kühle legen wollte, hinter dem Busch eine Stimme vernahm und, wie

er behutsam durch die Zweige lugte, die schwarze Nixe sah, die mit der Faust drohte und bruttelte und ins Wasser schlug; und oberhalb der Mühle schwamm das Goldele umher. Da begriff der Bursch, das die Nixe es auf das Kind abgesehen haben müßte, glitt verstohlen zurück und sagte es dem Meister. Und nun wurde dem Goldele verboten, jemals dem Rad nahe zu schwimmen, damit es nicht einmal gefaßt und herumgeschleudert und fortgerissen würde. Goldele hatte zwar keine Angst vor dem Rad, aber es folgte und schwamm weiter oben. Lange Zeit. Und die Schwarznixe, die immer an den Neumondtagen unter dem Busch am Rad hockte, lauerte vergebens. Da brachte sie, um das Goldele heranzulocken, von nun an einen kleinen garstigen Fischknaben mit; den hing sie an einen Zweig, damit er unausgesetzt schrie und durch seinen Jammer das Mädchen zum Herschwimmen verleiten sollte, und kümmerte sich garnicht darum, daß er in der Angst sich seinen Fischschwanz an den Aesten mürb und weh schlug; wenn er nur recht schrie! Auch das nützte lange nichts, weil die Mühle zu laut klapperte und sägte.

Mit der Zeit schwamm Goldele doch wieder dem Mühlrad näher; es war ja noch nie etwas passiert

und ein Wenig neugierig und wunderwitzig war es auch in seinem furchtlosen Kinderherzen. Und als es nun schon öfter nahe hingeschwommen war, wo der Bach enger wird und in Schuß gerät, da hörte es, einmal durch das Klappern und Poltern und Rauschen hindurch ein Kindergeschrei. Das kam aus dem Busch? Es schwamm ganz am Rand hin und hielt sich an der Wand, um nicht ins Rad gerissen zu werden, und fand schließlich die schwarze Nixe und den Fischbuben, der am Ast hing und schreiend die Zähne zeigte und mit dem Schwanz schlug. Das Mädchen schrak natürlich zurück vor den schwarzen Ungeheuern und wollte fort; aber das Wasserweib, das eifrig das Rad drehte, hielt es mit schmeichelnder Stimme zurück:

„O liebes Goldele, hab auch Mitleid mit uns! wir treiben Euch ja auch die Mühle! Denke, wie ich gerade mein Kind an der Brust habe, kommt ein Unhold angeschwommen, der mir nachstellt, und hängt das Kind dort an den Ast; und ich kann nicht weg, ich muß das Rad drehen. Und nun wenn mir Niemand hilft, muß es noch hängen bleiben, bis der Mond wieder eine Sichel ist, und das währt noch zwei Tage; dann erst werd ich abgelöst. Süßes Goldele, ich bitte Dich, nimms

vom Ast und wiege mirs ein! Ach Gott, es wird sich noch die Schwindsucht an den Hals schreien! o, mein Kind! mein Kind! Und ich muß daneben stehen und zusehen und Eure Mühle treiben. O Goldele —!“ und sie sah das Mädchen so flehentlich an mit ihren großen, weißen Augäpfeln und zwei Thränen rollten ihr über die fetten, schwarzen Wangen herab. Sie dachte aber: nimm ihn nur, den Schreihals! Sowie Du ihn im Arm hast, läßt er Dich nicht mehr los, hinunter mußt Du mit ihm und seine Magd werden und seine Frau, wenn Ihr größer seid.

Goldele ging zaghaft näher und mochte nicht recht zugreifen, so groß auch ihr Mitleid war; bis zum Bauch war er ein schmutziger, häßlicher Negerknabe und abwärts ein Fisch und roch abscheulich, halb wie ein Tatu, halb wie Fischthran.

„Goldele! Bist auch ein liebes Kind und ich bring Dir beim nächsten Mal ein Perlenband mit. O mein armes Kind, mein armes!“

Das Mädchen erbarmte sich, machte ihn los und nahm ihn in ihre weißen Hände, hielt ihn aber noch weit von sich und sah ihn an: er schluchzte und schrie, und in seinen breiten Mund hinein, der von einem Ohr zum andern ging,

flossen aus der breiten, platten Nase zwei Bächlein und aus den Augen zwei Bächlein herab, ins Maul hinein, und da schluckte und schmatzte er gierig und machte die weißen Glotzaugen auf und zu und strampelte vor Lust mit dem Schwanz und traf das Mädchen klitschig und kalt, daß es sich schüttelte vor Schauder und Widerwillen, und als die Schwarznixe gerade noch sagte: „Nimm ihn an die Brust und wieg ihn ein! Ach, wenn ich nur könnt! Wenn Du ihm einen Kuß gäbst, gleich wäre er still!“ — da ging dem Goldele doch der Kreisel aus und mit einem Schrei schlenkerte sie den wüsten Krampen von sich und wollte zurück; aber die Schwarznixe verließ das Rad und war hurtiger gegen die starke Strömung als das Mädchen und vertrat ihm den Weg:

„Hast Du gemeint —!? Nur dageblieben, mein Töchterlein! Hab ich Dich endlich, Du Milchfratz! Wart!“

Goldele erschrak und schrie — aber Niemand hörte sie — und fuhr hin und her, um zu entkommen, und da das Mühlrad, seit die Nixe es verlassen hatte, nur ganz träg und langsam ging, wand sich das Mädchen hindurch. Die Schwarznixe wütend hinterdrein und bekam gerade noch ihr

langes Goldhaar zu fassen, das über die Radschaufel nachschleppte, und schlang die Locke um die Faust und riß aus Leibeskräften und trieb das Rad, so schnell sie konnte, daß es wie ein Spinnrad lief, und peitschte das Wasser mit dem Schwanz und schrie und schimpfte; das Mädchen in seiner Todesangst zog und zerrte und ließ die ganze, dicke Locke mitsamt einem Stück Kopfhaut in der Hand der bösen Schwarznixe und schwamm hastig weiter. Aber von dem entsetzlichen Schmerz verlor es das Bewußtsein und wäre versunken und ertrunken, wenn nicht das Haar sich auf der Oberfläche des Wassers nach allen Seiten auseinandergebreitet hätte, daß es aussah, als schwimme eine goldene Sonne auf dem schwarzen Bach dahin. Die Sonne am Himmel aber dachte: wie klar und scharf mein Spieglein heute ist; so schön hab ich mich noch mein Lebtag nicht gesehen! Die Nixe lachte hinterdrein, es klang wie ein Pferdegewieher, und schwang in der schwarzen Hand die goldene Locke mit der blutenden Kopfhaut und rief ihrem Söhnlein und strich dem schwarzen Wasserteufelchen mit dem Blute die Backen und die Nasenspitze rot an und schlang ihm das Haar als goldenes Halsband um und sagte: „Hin ist sie doch! und heute

Nacht, wenn die Stromnixen tanzen und für nichts Augen und Ohren haben, witsch ich hinunter in den Strom und seh, ob sie nicht hängen geblieben ist in der Totenkralle drunten am Sargberg. Das Goldhaar möcht ich alles haben, 's ist ein Zauber drin. Wenn nur das Loch in der Kopfhaut ihn nicht verdorben hat! — Wenn Du Dich nicht so jämmerlich dumm angestellt hättest, Du Nichtsnutz, Du — —!" und damit gab sie ihm mit dem Schwanz eines hinter die Ohren, daß er in steilem Bogen über das Mühlrad hinweg flog und unterhalb schreiend ins Wasser klatschte. Das Halsband aber war schwer wie Gold und zog ihn hinab bis zum Grund. Tag und Nacht mußte er nun ganz am Boden hinschwimmen und konnte nicht herauf, bis ihn am dritten Tag seine Mutter fand und erlöste. Das Haarband aber konnte auch sie nicht behalten: solange sie es in Händen hatte, vermochte sie nicht vom Grund aufzusteigen; so mußte sie es fahren lassen und es schwamm dem Goldele nach. Die wurde von ihrem Haar an der Oberfläche gehalten, und trieb unversehrt hinab in den Strom und den Strom hinab dem Sargberg zu. Als sie nahe bei dem war, da drehte sich die goldene Sonne auf dem Wasser einige Male, als sei sie in einen Wirbel

geraten, und schwamm dann dem stillen Ufer zu. Hier verwickelte sich das Haar in die Totenkralle, das Mädchen blieb langgestreckt im Strome hängen und die grünen Wellen wiegten seinen weißen Leib weich und zärtlich hin und her. Die Totenkralle aber war ein vielästiger knorriger Baum, der aus dem Sargberg herauswuchs und ins Wasser hing; seine Wurzel aber saß im Herzen des Prinzen Wiedumitt, der verwunschen im Sargberg schlief, seit langen, langen Jahren. Als nun Goldeles Haar in der Totenkralle hängen blieb, ging ein Ruck durch den Baum bis in die kleinste Wurzel und ein Zucken durchs Herz des Prinzen Wiedumitt, daß er aufwachte und emporsprang und mit seinem schlaftrunkenen Kopf die Decke des Sargberges ausschlug. Er brach das Wurzelende, das in seinem Herzen saß, vom Wurzelstamm los und schwang sich aus der Höhlung hinaus auf die Fläche des Berges, wirbelte sich auf dem Absatz herum, und nach welcher Seite sein Gesicht schaute, als er stehen blieb, da rannte er den Berg hinab. Er kam gerade zur Totenkralle und sah das Mädchen auf dem Wasser schwimmen. Da riß er sich die Wurzel aus dem Herzen und berührte mit ihr die linke Brust des Mädchens und Goldele that die Augen

auf. Er nahm sie auf die Arme und löste ihr Haar aus der Totenkralle und trug sie ans Land und legte sie im Schatten ins Gras und strich ihre Wunde. Als sie sich erholte, klagte sie über ihr Haar und hätt es gern wieder gehabt; er sagte aber:

„Laß gut sein! Laß es schwimmen und ins Meer sinken! Bist ja noch reich genug!“

„O ich muß garstig sein mit der großen, roten Wunde! Kannst Du mich denn ansehen, Liebster?“

Da faßte er ihren Kopf mit seinen weichen Händen und küßte die blutige Wunde.

Und dann zog er mit ihr über die Berge in sein Reich und machte sie zu seiner Königin, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.“

„Warum war der Prinz verwunschen?“ fragte Christel nach einer Weile.

„Das ist wieder eine Geschichte für sich — und für ein ander Mal! Ist Dein Haar noch nicht trocken? So gieb mich nun frei!“

„Ja aber ein ander Mal vom Prinzen Wiedu-witt! Bald! Wieduwitt — Wieduwitt — ist

das ein Name!" und sie band die Locke von der Staude los. „Au! wie die Schwarznixe mit ihrem Fischschwanz Dem die Ohrfeige giebt, daß er ganz übers Mühlrad hinausfliegt! das hätt' ich sehen mögen! — Ist die Geschichte vom Prinzen Wieduwitt auch so schön?"

„Freilich! Jetzt hab ich Durst von vielen Reden und es ist auch Zeit für den Heimweg. Vor Nacht kommen wir schon nicht mehr an." Ich stopfte mir die Taschen voll Tangerinen und sah nach den Pferden, während Christel ihr Haar in Ordnung brachte.

Der Heimritt durch das letzte Licht des Tages, durch die kurze Dämmerung, in die sternlichtdurchzitterte Tropennacht hinein, an fernen, einsamen, erleuchteten Fenstern vorbei, beim Tosen des nahen oder entfernteren Stromes, beim Geschrei der Brüllaffen in den Wäldern, dem Trommeln der Hammerfrösche, dem Pfeifen der Eisenbahngrille und bei jenen seltsamen, vereinzelt auftönenden Urwaldslauten, die uns die Schauer der Fremdheit und Heimatlosigkeit durchs Herz treiben, daß es sich bergen möchte wie ein fremdelndes Kind, und denen es doch mit Gier nachgeht und lauscht, — und beim unbefangenen Geplauder des lieben Kindes,

seinen entzückten Ausrufen und erstaunten Fragen — — — — na ja —!"

Er war die ganze Zeit gestreckt auf dem Rücken gelegen; bei dem letzten Wort setzte er sich mit einem Ruck auf und starrte, etwas vornübergebeugt an mir vorbei ins Leere und seine weitgeöffneten Augen waren voll Trostlosigkeit. Dann zog eine böse Härte durch das Gesicht, die Kinnladen bissen aufeinander, der Blick ging schräg zur Erde und rechts von der langen, geraden, schmalen Nase schnitt eine senkrechte Falte scharf in die glatte Stirn hinein — und wieder wars, als drücke eine große Ermattung seinen Oberkörper nach vorn und als sähen die Augen, soweit sie schauten, nichts mehr in der Welt.

„Nun —" er atmete schwer auf — „so wars! Ein glückseliges Kinderleben! — — —

Wem ein gütiger Gott so wohl will, daß er ihm unverhofft nach harten, bittren Reise- und Verhärtungsjahren nun n o ch eine weiche, zarte und doch so unbegreiflich zuversichtliche, glückessichere Jugendzeit aufblühen läßt, — daß er mit Bewußtsein genießen darf, was ihm schon nur noch wie ein sehnsuchtauf-

wühlender, seliger Traum durch das enttäuschte Herz leuchtete, — daß er noch einmal kinderjung und kinderrein, unwissend und harmlos sein darf — ach je! muß der nicht sein Herz weit aufthun und lüften und ausfegen, daß alles Spinnweb und Staub, Scherben und Unrat, alles Licht- und Luftscheue des Mannеslebens flieht und verweht! Sagen Sie! —

Und wie sollte Dem einfallen, diese Märchenseligkeit abkürzen zu wollen?!

Und ich hätte sie abkürzen müssen!

Also hören Sie! Nach weniger Zeit bot sich dem Vater der Christel eine Gelegenheit, seine Venda glatt zu verkaufen, und fast zugleich bekam ich von einem Freunde aus Rio ungünstige Nachrichten über meine Companie; man munkelte von faulen Sachen. Ich hatte in den letzten Monaten ganz gegen meine Gewohnheit sorglos in den Tag hineingelebt, hatte mein Salär stehen lassen, kurz einige geschäftliche Unbegreiflichkeiten begangen, doppelt unbegreiflich in Brasilien, wo im Geschäft auch zwischen Vater und Sohn das Vertrauen aufhört. Verkrachte die Gesellschaft, so verlor ich einige tausend Mark an unbezahltem Gehalt und gemachten Auslagen. Sich betrügen lassen, galt mir von jeher für nicht viel

besser als selbst betrügen, — so fuhr ich kurzer Hand nach Rio, um womöglich dem Verluste noch vorzubeugen, und gedachte in vierzehn Tagen wieder zurück zu sein. Aber mein Geschäft kostete mich mehr Zeit, erforderte viel Behutsamkeit und Vorsicht, damit die Leute nicht scheu würden, und schließlich kam ich doch nur durch energische List zu meinem Geld. Das ist ein interessanter Fall, — er giebt Ihnen ein durchsichtiges Bildchen brasilianischer Geschäftsbräuche und ich will ihn darum ein ander Mal nachholen; jetzt mag ich mich nicht damit aufhalten.

Als ich nach der Kolonie zurückfuhr, fand ich die Familie Holzwart schon ins Hafenstädtchen übergesiedelt, und Christels Vater war stolz und hoffnungsfreudig dabei, sein Lebensideal zu verwirklichen, ein Import- und Export-, Agentur- und Speditionsgeschäft einzurichten, mit einem Wort: Despachante zu werden. Christel hatte Heimweh nach der Kolonie, es wollte ihr in dem schmutzigen Hafenstädtchen mit den ärmlichen, lotterigen Negerhütten, unter Brasilianern und Schwarzen gar nicht gefallen. Doch half ihr neugieriges Kindesinteresse an allem Ungewohnten ihr auch wieder über Vieles hinweg und, als ich sie an den zwei Tagen meines Aufenthaltes in großen Spaziergängen

aus dem Brackwasserdunst hinaus an das Meer führte und mit ihr auf den Felshügeln der Küste herumkletterte, da war sie so glücklich wie je und fast ausgesöhnt mit dem Wechsel. Ich seh uns noch auf dem kahlen braunen Felsvorsprung sitzen und über das mittagsblaue Meer hinschauen, das in unendlichen Kolonnen heranrollte und in unendlicher, in unendlich geduldiger Wut am steilen Felshang emporschäumte. Soweit wir sehen konnten, wand sich zwischen der blauen See und der braundunklen Felsküste eine schneeigschimmernde Schaumschlange. Lange vergnügten wir uns damit, eine ferne Woge ins Auge zu fassen und auf ihrem Weg zu begleiten, bis sie am Ufer aufstäubte, und meist hatten wir nicht dieselbe im Auge und wenn das Eine rief: „Da, jetzt zerbrandet sie!" sagte das Andere: „Nein, erst die zweite, die dritte!" Und Christel fand es gespaßig, daß wir trotz aller Mühe, die ferne Welle, die wir meinten, dem Andern genau zu bestimmen und kenntlich zu machen, es fast nie vermochten.

Und dann saßen wir lange still da und ich erzählte mit gedämpfter Stimme von einem Lande hinter dem Meer — — —

Ich hatte noch etwa einen Monat in der

Kolonie zu thun, um die Arbeiten im Auftrag der Gesellschaft zu einem unauffälligen, vorläufigen Abschluß zu bringen; dann stand ich wieder einmal vor der Frage: was nun? Und diesmal wollte ich die Frage, so weit, tief und ernst fassen, wie es mir nur möglich war.

Unterdessen ritt ich jeweils am Samstag Abend hinab zur Barra und verbrachte den Sonntag in der gewohnten lieben Gesellschaft. Als ich zum zweiten Male hinunterkam, war es noch früher am Abend als sonst wohl und ich ging, nachdem ich im Hotel Dom Pedro mein Pferd versorgt hatte, noch zu Holzwarts. Ich weiß noch genau, daß mein Anlaß dazu eigentlich nur in dem mir unerträglichen Wesen der Hotelwirtin lag. Sie kennen das gezierte, vornehmthuende Weib mit ihren verzognen Kindern und dem unterdrückten, kleinlauten Mann ja auch: damals war sie noch etliche Krautherbste jünger, ihre Tochter zählte noch nicht neben ihr, und sie kokettierte, schmachtete und posierte unerträglich. Die Vornehmheit der gelehrigen deutschen Herrschaftsdienstmagd im Sonntagsstaat, gehöht durch dies ekelhafte Brasilianischgethue und Portugiesischgeplapper!

Nun — als ich an das Haus kam, saß Holz-

wart vor der Thür und neben ihm ein Neger. Ohne dem letzteren mehr Beachtung zu schenken, als eine zoologische Erscheinung, die einem längst nichts Neues mehr ist, eben in Anspruch nimmt, wollte ich, nach einem Händedruck mit Christels Vater, ins Haus hinein, wurde aber mit den Worten: „Darf ich die Herren miteinander bekannt machen?“ zurückgehalten. Ich habe mich seit der Lektüre der Fünfundzwanzigpfennigbüchlein, d. h. seit ich persönlich mit den Schwarzen in Berührung kam, nicht mehr um ihre Bekanntschaft gerissen. Es ist ein instinktiver, physischer Widerwille. Ich habe mit ihnen nicht gerade sehr viel schlechtere Erfahrung gemacht, als mit irgend einem andern minderwertigen Menschenschlag; aber das erste Negerweib, das ich anno damals in Bahia sah und mit der ganzen werbenden Neugier des jungen entdeckungslustigen Abenteurers aus nächster Nähe betrachtete und studierte, stieß meine Augen, meine Nase, meine Gesamtsinne so unerbittlich zurück, daß alle Onkeltomshüttengefühle für die schwarzen Brüder und Schwestern schreiend und zappelnd wie die Freier im Kampf mit Odysseus totwund zu Boden schlugen. Und die lange Gewöhnung hat daran nichts geändert. Mein physischer Wider-

wille blieb immer derselbe. Ich kann einen wohlgebauten Neger, ein schönes Negerweib bewundern; aber doch nur ungefähr so, wie ich einen schönen Löwen, einen schönen Aasgeier bewundere; Mitmensch, Weib werden sie mir nie, und der Gedanke an die Lust nach einer Negerin schüttelte mich stets mit demselben Ekel wie etwa die Lust nach einer Aeffin. Seit ich in Brasilien bin, schätze ich den Stolz des Nordamerikaners gegenüber dem Nigger und ich freue mich, daß es germanische Rasse ist, die den Abstand fühlt und erhält und bekennt, im Gegensatz zu den Romanen Südamerikas, die eben durch ihre Vermischung mit allen Farben, ob gelb, ob schwarz, durch ihren ekelhaften Rassenmischmasch, zeigen, daß sie halt nur Romanen sind.

„Herr Domingos da Perreira," sagte Holzwart beim Vorstellen und setzte voll Hochachtung und Wichtigkeit dazu: „der Bananenkönig!" Ich grüßte höflich mit dem Hut, beachtete aber nicht die schwarze Bruderhand, die sich mir darbot, und ging nach einigen Worten ins Haus. Ich hatte auch schon von dem Bananenkönig gehört. Ein intelligenter Kerl! Früher war er im Hafen Stauer gewesen und sprach daher ganz gut Deutsch. Einmal hörte er von den hohen Bananenpreisen

zu Buenos Ayres, wurde unternehmend und fuhr mit einem Kahn voll Bananen hinunter, er machte gute Geschäfte, blieb dabei und wurde grundreich. Natürlich, über daß Schweinehüten zu Roß kam er so wenig und noch viel weniger hinaus als die Fabrikanten- und Krämerprotzen in unserer deutschen Heimat.

Auch am andern Tag sah ich ihn im Haus und dachte halt, er wollte mit Holzwart in Geschäftsverbindung treten, und freute mich für diesen.

Nicht mehr aber freute ich mich bei meinem folgenden Besuche. An dem Sonntag war irgend eine Kirchenfeier, es war Tag des Schutzheiligen oder so was, und die Brasilianer verpafften, während die Glocken klangen und die Prozession umging, zahllose Raketen in den hellblauen Vormittagshimmel hinein. Ich fand dies Feuerwerk am hellen Tag, von dem nichts als der Knall und für gute Augen hoch in der weißblauen Luft ein blauweißes Pulverrauchwölklein wahrzunehmen ist, stets außerordentlich sinnreich. Ganz im Ernst: seitdem ich diese Begleitung des katholischen Festritus hier kennen lernte, ist mir, als hätte ich eben sie drüben von jeher unbewußt vermißt.

Also ganz und gar nicht nur, weil Christel auch in der Prozession mitging, lief ich an jenem Sonntag dem Glockenklang und Raketenknallen zu! Das Leben aber bietet einem alleweil und allenthalben mehr, als man verlangt: zu dem Zischen und Paffen und den verblasenen Qualmwölklein des Feuerwerks, zu dem in Demut und Andacht gesenkten Köpfchen des Mädchens gab es mir noch den Senhor Domingos da Perreira drein, und ich konnte es leider nicht machen wie in jenen höheren Knabenjahren, wo uns der Stolz wuchs, und wir dem Apotheker die Pfeffermünzküchlein, die er uns zur Medizin dreingeben wollte, dankend auf dem Marmortisch liegen ließen! Der Bananenkönig, der mit vergnügtem Negergesicht freundschaftlich neben Holzwart im Zuge lief, mußte angenommen, verschluckt und verdaut werden und zwar nicht nur jetzt in seiner zweifelhaften Andacht, sondern auch nachher in immer unzweifelhafteren Stimmungen. Es war ganz sichtbarlich Sonntag in seinem Bananenkönigsherzen, als er nach dem Gottesdienste mitten durch die Straße mit der Familie Holzwart nach Hause zog, und in sein elegantes Auftreten schien er nicht den mindesten Zweifel zu setzen: sein Cylinder war

neuester Façon, der schwarze Anzug saß prächtig, in der weißen Cravatte stack ein funkelndes Mineral von beträchtlichem Umfang, vom obersten Westenknopf ging nach der rechten und nach der linken Westentasche je eine feingliederige goldene Uhrkette, die Hand stack in tadellosem braunem Handschuh von ziemlich hoher Nummer und trug ein zierliches Frauenzimmerregenschirmchen mit perlmuttergeschmücktem Elfenbeingriff, und an den Füßen leuchteten so feine Goldkäferschuhe, wie nur je an Mädchenfüßen durch einen Ballsaal flogen.

Ich schaute ihn immer wieder an, nach und nach sogar voll Entzücken, und ich hätte sein Lob hinter ihm dreingesungen, nachdem er am Hause sich von uns getrennt, — wenn er sich von uns getrennt hätte! Aber er blieb. Und das störte mich seltsamer Weise, so wenig ich mich sonst durch zufälligen andern Besuch stören ließ. Ich wurde zitterig, unruhig, konnte nicht auf meinem Platze bleiben, es war mir immer, als würde ich, wenn ich in seiner Nähe bliebe, im nächsten Moment über ihn herfallen, ihn beschimpfen und verhauen müssen; ich war wütend, daß Christel dasitzen, auf sein Geschwätz horchen, mit ihm plaudern und lachen konnte, daß sie nicht fühlte, wie unerträglich

mir der Mensch war. So war ich fortwährend auf dem Wege hinaus und wieder herein und wußte mir nicht zu helfen.

Als ich einmal die Frau Holzwart in der Küche sah, setzte ich mich zu ihr.

„Drückt Der sich nicht bald?“ fuhr ich heraus. „Was will Der denn hier? — der Schwarze da?“

Sie sah nicht auf von ihrer Arbeit und sagte: „Das ist ja der Bananenkönig! der Herr Perreira.“

„Das ist aber doch kein Grund dafür, daß er daher hockt und einem mit seinem schwarzen Gesicht und seinen porzellanigen Augen und Zähnen den Sonntag verdirbt!“

Da schaute sie mich nun ruhig und ernst an und sprach: „Gehen Sie, so müssen Sie nicht reden! Er will unsere Christel heirathen.“ Nun senkte sie aber doch wieder den Kopf.

„Will Der —!“ plapperte ich mechanisch; dann sprang ich auf und schrie: „Die Christel?! Und Sie schmeißen den Hund nicht 'naus! den frechen Hund?! den schwarzen!“

Wieder blickte sie mir mit ruhiger Tapferkeit ins Auge, schüttelte den Kopf und bat: „Nicht so laut! Wie können Sie überhaupt nur so reden!

Er ist ein tüchtiger, braver, guter Mensch, und ist ganz närrisch auf Christel, und sie wird glänzend versorgt!“

„Glänzend schwarz!“ lachte ich. „Etwas Besseres haben Sie nicht für Ihr Kind finden können, als so einen — so einen — Neger?“

„Dafür daß er schwarz ist, kann er nichts; so hat ihn Gott geschaffen, und wenn er ein ordentlicher Mensch ist, dürfen wir ihn nicht um seine Farbe ansehen. Im Gegenteil!“

„So —?!“ weiter brachte ich nichts heraus. Was wollte ich auch darauf sagen.

„Ja! Und der Pater Gregorio sagte, es sei eine rechte, heilige Pflicht der Weißen, die Verachtung und Knechtung, die das Negervolk Jahrhunderte lang hat erleiden müssen, nun auf jede Art gut zu machen. Und dies sei die edelste und gottgefälligste!“

„— sagt der Pater Gregorio?!“ Weiter wußte ich wieder nichts.

„Und Wer dürfte etwas Gott Wohlgefälliges ungethan lassen? Wir gewiß nicht!“ und leiser fügte sie hinzu: „Wir — müssen — Gott danken — daß er uns so eine Gelegenheit schickt!“ und das klang so schlicht und wahr aus demütigem, wundem

Herzen herauf, daß ich schweigen mußte. Erst nach langer Stille brachte ich die Frage heraus:

„Ja — und Christel —? kann denn Die?"

„Warum denn nicht? Sie ist ja im Herzen noch ein Kind und will, was die Eltern wollen. Aber wir haben ihr weiter gar nicht zuzureden brauchen, ich hab ihr nur seinen Antrag gesagt, daß er nicht mehr ohne sie leben kann und daß ihm all sein Reichtum wertlos geworden ist ohne sie; daß er sie auf seinen Händen tragen will und daß sie viel Gutes wird wirken können — — — — — — Freilich — ich leugne nicht — wenn es nötig gewesen wäre, hätt ich hinzugesetzt: thu es für Deine Eltern! und das hätte sicherlich genügt."

„Ja — der Herrgott sagte ja: ich will heimsuchen der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber — glauben Sie, daß er dazu Ihre Hilfe braucht, Frau Holzwart? — — Wenn Sie ihr eigen Kind heimsuchen in seinem Namen, glauben Sie, er dankt ihnen diesen Eingriff und läßt sich diese Ueberhebung gefallen?"

„Ich überhebe mich nicht!" sie schüttelte sanft den Kopf. „Ich thue einfach nach meinem Gewissen; wie ich halt muß! — — Aber Sie — bitte, ich bitte Sie, widerraten Sie es dem Kind

nicht! Machen Sie es nicht abwendig! Thun Sie mir die Liebe und lassen Sie sie! Sie wissen nicht, wie viel Sie mir damit thun!

Es kostete mich viel Mühe zu antworten: „Nein, Frau Holzwart! Das versprech ich Ihnen nicht! Ich würde es am Ende doch nicht halten können.“

Ihre tiefliegenden, blauen Augen mit jenem feuchten Schimmer schauten mich einen Moment so bang an, und einen Moment so traurig und ergeben; dann aber schüttelte sie den Kopf und sagte fast lächelnd: „Nein, von Ihnen fürcht ich nichts. Sie thun halt doch, was Sie müssen!“

Ich ging dann nicht mehr ins Zimmer. Ich lief fort und den Strom entlang. Träg und still, unmerklich schob er dahin. Grell blendete der muschelreiche Ufersand, in den mich die bleischwere Glut der Sonne hineindrückte. Und die Brackwasserluft, faulende Fische, faulende Wasserkräuter stanken — aber nicht zum Himmel; der Gestank blieb schwer auf der Erde sitzen. Das wurde mir übrigens damals im Dahinschreiten nicht bewußt, später erst, als ich einmal den Gang zurückdachte, sah und roch und fühlte ich das Alles mit. Ich lief, ich r a n n t e geradezu voran, achtete auf gar nichts, überklomm den Strandhügelzug und saß,

wo ich jüngst mit Christel gesessen, und sah auf die See. Und es war nur immer dieselbe Welle, die unaufhörlich heranstürmte und sich in schäumendem Zorn erhob und am Felsen zerschlug. Dieses Zerschellen fühlte ich am ganzen Leib und endlich hielt ich es nicht mehr aus und schrie, daß ich meinte, ein wildes Tier hätte geschrieen, und riß die Kleider ab und stürzte ins Meer und schwamm mit sinnloser Hast hinaus und hin und her, bis ich nicht mehr konnte, und dann auf eine Felsenbrandung zu und ließ mich von der Woge gegen's Gestein schmeißen, daß mir die Knochen krachten und dicke Striemen aufschwollen und die Haut riß und mein Blut im Schaum der Brandung zerfloß. Das war die glühendste Wollust meines Lebens. Nachher lag ich lange totmatt in der Sonne und ließ das Blut auf meinen Wunden trocknen. Ich dachte eigentlich nichts und noch viel weniger kam ich zu irgend einem Entschluß: ich sah nur immer das goldhaarige, rosige, reine Mädchen und diesen Nigger.

Als ich ins Städtchen zurückkam, ging ich geraden Weges wieder zu Holzwarts. Christel wunderte sich, daß ich beim Essen gefehlt hatte. Ich war müde, fast gleichgiltig und sagte, ich sei

unwohl gewesen und habe einen Erholungsgang an den Strand gemacht.

„Am Strand gewesen? O da wär ich auch mit!

„Ja — ich konnte Dich aber doch nicht gut mitten aus der Unterhaltung mit dem Besuch wegnehmen!“ entschuldigte ich mich und schaute sie seltsam ruhig an. Sie wurde nicht rot, nicht verwirrt, sie warf die Locken aus dem Gesicht und lächelte mich halb belustigt, halb geheimnisvoll an, als wollte sie sagen: Du wirst spicken! und ich fragte:

„Ist der Herr wieder fort? Der kommt nun, scheints, öfter zu Euch?“

Sie nickte eifrig und sagte: „Denken Sie nur: Der will mich ja heiraten! Mich! denken Sie nur!“ und sagte das so harmlos und unbefangen und glücklich, wie Eine etwa ihr neue Weihnachtspuppe zeigt. Diese Unschuld — — ich mußte die Zähne zusammenbeißen, das Wasser stieg mir in die Augen.

„Was Du nicht sagst! was Du nicht sagst!“ plapperte ich. „Hast ihn denn auch recht gern?“

„Ha ja! Er ist ja so ein guter Mensch! Und so lustig! Und hat mir schon eine wunderschöne Brosche geschenkt! Sieh mal! und der Mutter

eine goldene Uhrkette, um den Hals, eine ellenlange. Und der Pater Gregorio sagte, er gäbe immer zuerst und am meisten bei jeder Sammlung. Und daß er schwarz ist, macht doch nichts! S ist erst noch ganz nett, das schwarze Gesicht und die weißen Augäpfel und weißen Zähne und der weiße Stehkragen. Nicht? — Und der liebe Gott hätte mich ja auch schwarz machen können, wenn es ihm gefallen hätte, und ich hätte dann auch nicht gern, daß man mich deswegen nicht wollte. Nicht?"

Was sollte ich da antworten? Es kostete mich wahrhaftig Anstrengung, nicht Ja zu sagen.

„Aber da werd ich Dich jetzt nicht mehr duzen dürfen, Christel! Und mit den Spaziergängen und Ausritten wird es nun auch anders werden. Die müssen nun auch ein Ende haben — Schade! Schade! Es war doch schön, wenn wir zwei zusammen ritten und umherstreiften! Es vergeht halt Alles! Dagegen läßt sich nichts machen! — So — so?"

Sie schaute mich schmerzlich erschreckt an und war dem Weinen nahe. Sie glich in diesem Augenblick auffallend ihrer Mutter. „Ja, warum denn aber?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Wir haben doch nichts miteinander gehabt! Sind Sie

mir denn böse? Ich weiß doch gar nichts — — —! Aber warum denn?“

„Warum —? Jetzt hast Du den Bräutigam zum Begleiter, und er wird es nicht leiden, daß ein Anderer mit Dir geht. Und er hat ja auch ganz recht! Das ist so, wenn man sich verlobt. Jetzt gehörst Du ihm!“

Während dieser Worte hatte sich ihre Miene aufgeheitert, und nun schüttelte sie lächelnd den Kopf und rief: „O — das glaub ich gar nicht von ihm. Ich werd ihn fragen, sobald ich ihn sehe! Das wäre ja garstig! Wir zwei kennen einander doch schon viel länger! Und es ist auch ganz garstig, daß Sie so etwas von mir denken! Das thät ich doch nicht!“

Ihre Haltung war auch in der That fast genau wie früher, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen, gänzlich frei und unbefangen. Ein Wenig wichtiger kam sie sich vor.

Ich ritt an diesem Tage sehr früh nach Hause und habe es nur meinem trefflichen Gelben zuzuschreiben, daß ich rasch und wohlbehalten anlangte: ich hing fast bewußtlos auf dem Gaul. Am andern Tag kam mir mit der körperlichen Frische auch Zorn und Empörung und Wut wieder, die trieben mich

aufs Pferd und auf den Weg; aber mittendrin sagte ich plötzlich laut zu mir: ‚Daraus werden sie ja nur erkennen, daß Du ein überholter Freier bist, und der Nigger wird sich einen Ast lachen!‘ und ich warf den Gaul herum und zerriß ihm das Maul und trieb ihm die Absätze in die Flanken, daß er satzte.

Das war ja sicher: wenn ich vor dem Bananenkönig gekommen wäre und angefragt hätte, sie wäre mir nicht verweigert worden. Das hatte ich nun verscherzt in dem versunkenen, blinden Genießen unseres seltenen Verhältnisses. Ich war zu erpicht, es auszukosten, war zu selbstisch auf meine Wonne bedacht — meinetwegen; ich geb es zu. Allein es war doch Andacht! Aber nun — durfte ich das liebe Kind dahineintappen lassen? Doch wie sollte ich sie zurückreißen? Den Nigger totschießen? Dann hätte sie mich verabscheut! Als Wettbewerber auftreten —? Es hätte nichts mehr genützt und überhaupt — mit einem Schwarzen zu konkurrieren, dazu war ich doch auch zu stolz! Ich hoffte, es würde sich doch irgend eine Möglichkeit finden, das rollende Rad zu fesseln, und ritt nach drei Tagen hinab. Sie empfing mich strahlend: ich hätte doch Unrecht gehabt, ihr Bräutigam

freue sich über unsere Freundschaft und wünsche nur, mir auch näher zu treten. Der Kerl war verflucht schlau und ich mußte vorsichtig sein, um neben seinem Edelmut nicht schlecht zu bestehen.

Die Zeit verging, ich blieb in der Kolonie, auch nachdem ich meinen Posten verlassen hatte, und ward in meiner Beschäftigungslosigkeit umsomehr von Aengsten gequält, da ich bald fühlte, daß ich nichts mehr ändern und verhindern könnte. Einmal jagte ich sinnlos hinunter. „Ich sag ihr, was Ehe heißt! ich sags ihr! dann wird sie ihn verabscheuen! — Nein! ich zeigs ihr! Verführen! Verführen! dann ist sie mein! dann nimmt er sie nicht!" Aber als ich zu ihr kam, überwältigte mich die Scham und die Schande, ich ertrug ihren kindlichen Blick und Anblick nicht, lief davon und brauchte lange, bis ich ruhige Haltung wieder gewann. Ich hatte nicht umsonst die vielen Monate hindurch die reine Luft eingesogen, mich von ihr erquicken und beseligen lassen! — sie war eine Macht in mir geworden! Verführen —? wären ihre Sinne dazu reif gewesen, — warum nicht? Ich hätt es als mein Recht gefühlt! Aber so? —

Ihre Unschuld wirkte ja sogar einigermaßen auf den Schwarzen. Ich sah die Beiden einmal

im Zimmer sitzen, seine schwarzen Finger spielten zurückhaltend in ihrem Goldhaar, streichelten ihre Wange, ihre Hand, ihren Arm und er flüsterte dazu. Da lachte sie auf und streifte seinen Aermel bis zum Ellbogen zurück und strich mit der Hand über die braunschwarze Haut und rief: „Nein, aber so eine weiche Haut, eine zarte! Dagegen ist ja meine ein Reibeisen!“ und fuhr mit der Wange über seinen Arm hin und her. Seine Augen flammten. Eine gefesselte Bestie! Ich konnte nicht mehr, ich trat in das Zimmer. Er fuhr etwas zusammen, während sie ganz unbefangen mir zurief:

„Was Domingos für eine weiche Haut hat! Sammt ist rauh dagegen! wie ein Rosenblatt so zart!“

Ich sah aber doch die Bestie neben ihr lauern und hätte das Kind lieber tot gesehen.

So gab ich jeden Versuch auf und tröstete mich mit der Hoffnung, daß Christel, wenn ihr die Mutter vor der Hochzeit die Belehrung gäbe, sicherlich zurückschrecken müßte. Ich wartete geradezu darauf, und die Zweifel und Bängnis, die mich noch manchmal quälen wollten, wies ich als Verbrechen gegen Christels Natur unschwer zurück. Ich kannte ja das Kind!

Die Hochzeit wurde festgesetzt, die Wochen verannen; ich fühlte meinen Triumph näher kommen; ich zitterte; ich war mehr als je in Holzwarts Haus.

Die letzten Tage vergingen. Die Mutter verschiebts auf den letzten Abend! redete ich mir vor. Es muß ja ein bitteres Stück Arbeit sein, dem eigenen Kind dem Schleier zu zerreißen.

Der Hochzeitsmorgen kam und wuchs, — und die Hochzeit wurde nicht abbestellt. Als die Glocken klangen, als die Kirche sich füllte, da war ich fertig. Ich rannte davon, hinaus nach den Strandbergen, und was ich den langen, langen Tag dort getrieben habe, weiß ich heute noch nicht.

Nachts im blauen Vollmondschein, im schwülen Duft der weißen Blüten des wilden Ingwer, der am Rand des Wassergrabens wucherte, stand ich dem Haus des Senhor Domingos da Perreira gegenüber — ob schon lange oder erst angekommen, weiß ich heute auch noch nicht! — als ein Schrei, ein wilder Klageschrei im Haus ertönte und dann ein Geschrei, — die Hausthür aufgerissen wurde, eine weiße Gestalt herausstürzte und über die Straße rannte. Ich vertrat ihr den Weg und sagte:

„Christel! Christel! kommst Du?“

Sie hielt einen Augenblick vor mir und starrte mich mit großen, abwesenden Augen an, es schüttelte sie, und sie wimmerte: „Pfui! — Pfui, pfui, pfui!“ Ihr Gewand war zerrissen.

„Christel! ich bins ja! Was ist Dir? Wohin?“

Sie stieß mich zur Seite und stöhnte:

„Ja, Du — Du! Konntest Du nicht —? Du?! — Oh — Pfui!“ und stürmte davon. Ich faßte ihren Arm. Sie riß ihn los. Hinter uns rief es:

„O Donna Christina! Christinha!“ und kam näher mit einer Flut von portugiesischen Bitten und Beteuerungen und Versprechungen. Ich wandte mich wütend und gab dem Bananenkönig eine Ohrfeige, daß er sich drehte, und einen Tritt hintenauf, daß er zu Boden stürzte, und schrie ihm zu: „Keinen Schritt mehr!“ und kehrte mich um — und sah Christel nicht mehr.

Ich dachte, sie sei nach Hause gerannt, und jagte dorthin. Sie war nicht dort. Ich raste zurück, Vater und Mutter hinterdrein, wir suchten die ganze Umgebung ab, jeden Busch oder Baum, jedes Haus, jeden Winkel — wir fanden sie nicht. Daß sie in dem Augenblick, als ich den Schwarzen

niederwarf, sich seitab verbarg, bis ich außer Sicht war, ist leicht begreiflich; kaum glaublich aber ist, daß alle Nachforschungen nichts nützten. Ich streifte wochenlang die weite Umgegend ab. Da und dort, ganz selten, war einmal eine Spur, die stets sofort aufhörte. Ganz vereinzelt in unglaublich weiten Abständen hatte Der und Jener so ein Mädchen gesehen, aber nur in den ersten Wochen.

Seitdem such ich sie. Deshalb reit ich immer und immer in unserm Staat umher.“ — — —

„Wer weiß, ob sie noch lebt! ob sie sich nichts anthat!“ fragte ich nach einer Weile.

„Nein. Sie lebt noch!“

„Ja, Warum?“

„Darum! — — — Ich fühl es.“ — — —

„Und ihre Eltern?“

„Quälen sich tot mit Vorwürfen. Geschieht ihnen aber ganz recht! Sogut wie mir mein — Elend!“

Er legte sich zurück und schloß die Augen und atmete tief auf. Nach einiger Zeit fragte ich weiter:

„Und der Bananenkönig?“

„Ist ein Tropf. Zweimal kurz nach jener Nacht pfiffen mir Kugeln um die Ohren. Das zweite Mal ging ich sofort in sein Haus, wartete auf ihn und sagte ihm, wenn er noch einmal einen Fehlschuß thäte, würde ich ihm zeigen, wie man trifft. Seitdem spart er Pulver und Blei."

Er sprang auf und stand da in der Ruhe seines schlanken, strammen Körpers, schaute über den Strom und das jenseitige Gebirge hinweg und sprach langsam mit schlichtem Nachdruck:

„Ich sagte vorhin: ‚mein Elend‘; das war weichliche Anwandlung, weiter nichts! Ich frage mich oft, ob ich denn wirklich ein schöneres Leben haben könnte. Ist mir das Beste denn nicht geblieben?"

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.